Hagenbring, Paul
Herder und die romantischen und nationalen Strömungen in der deutschen Literatur des 18.Jahrhunderts bis 1771.

Bausteine
zur Geschichte der neueren deutschen Literatur
Herausgegeben von Franz Saran
Professor an der Universität Halle
Band IX

Goethes Götz von Berlichingen

Erläuterung und literarhistorische Würdigung

Teil 1

Herder
und die romantischen und nationalen Strömungen in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts bis 1771

Von

Paul Hagenbring



Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1911

Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur

Herausgegeben

von

Franz Saran
Professor an der Universität Halle

IX

Paul Hagenbring

Goethes Götz von Berlichingen

Teil 1



Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1911

Goethes Götz von Berlichingen

Erläuterung und literarhistorische Würdigung

Teil 1

Herder
und die romantischen und nationalen Strömungen in der deutschen
Literatur des 18. Jahrhunderts bis 1771

Von

Paul Hagenbring



Halle a. S.
Verlag von Max Niemeyer
1911

Meinen Eltern

Vorwort.

Die verschiedenen Redaktionen Goethescher Dichtungen, z. B. der „Mitschuldigen", des „Egmont", des „Faust" und anderer unterscheiden sich nicht allein stilistisch. Auch der Gedankengehalt ist von Goethe bei der Umarbeitung verändert worden. Bei der ersten und zweiten Fassung des „Götz von Berlichingen" ist von vornherein dasselbe zu vermuten. Man darf erwarten, die eigentliche Absicht Goethes am besten in der ersten Niederschrift zu erkennen.

Darum mache ich in dieser Arbeit über den Götz zunächst dessen erste Fassung, die „Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand. Dramatisirt" (1771), zum Gegenstand der Untersuchung. Allein in ihr offenbart sich Goethes Absicht rein und widerspruchslos. Diese Absicht wurde bisher von anderen Forschern nicht erkannt; man stellte meist — uneingedenk der Arbeitsweise Goethes — die Abweichungen der zweiten Fassung in den Vordergrund. —

Den Gedankengehalt des „Gottfried" soll die folgende Arbeit ermitteln und darstellen. Es sei im voraus bemerkt, daß sich Goethe im „Gottfried" mit den Zuständen des deutschen Reiches im 18. Jahrhundert auseinandersetzt, indem er ein Geschichtsgemälde aus der Zeit um 1500 aufrollt. Die Auseinandersetzung erfolgt in Anlehnung an Herders geschichtsphilosophische Lehren.

Herder setzt die Entwickelung eines Volkes, ja der Menschheit überhaupt mit der des Individuums in Beziehung, scheidet sie in Lebensalter und charakterisiert sie dementsprechend. Bei unverkennbarer Vorliebe für die ersten Altersstufen sind aber für Herder doch der Naturzustand (das Kindesalter) und das Mittelalter (das Lebensalter der höchsten Manneskraft) nur Durchgangsperioden. Es ist unmöglich, sie wieder zum Leben zu erwecken: sie sind vorbei,

historisch überwunden. Das Greisenalter des 17./18. Jahrhunderts, so wenig erfreulich es dem Geschichtsphilosophen ist, ist eben notwendig.

Mit dieser Erkenntnis überwand Herder die starke mittelalterliche Romantik der Zeit nach 1760. Diese und Herders Stellung zu ihr stellt der erste Teil dieser Arbeit ausführlich dar.

Der vorher sehr romantisch gestimmte Goethe übernahm nun diese Erkenntnis von Herder und änderte danach seine Stellung zu der mittelalterlich-romantischen Strömung seiner Zeit. Der „Gottfried"-„Götz" ist der Ausdruck seiner neuen Einsichten.

So strömt in den „Gottfried" das reiche geistige Leben der Jahre vor 1771 hinein; der Gedankengehalt der Dichtung ist viel bedeutender als man bisher annahm. Daß man ihn zum großen Teil übersah, erklärt sich daraus, daß man die Dichtung nur ungenügend zergliederte und erklärte. Deshalb werde ich in einem zweiten Teil eine erläuternde Zergliederung des „Gottfried" geben und auf Grund dieser den Gedankengehalt systematisch darlegen. Diese Zergliederung muß sehr eingehend sein, denn die Schwierigkeit des Verständnisses, der Reichtum an Gedanken im „Gottfried" verlangt gründliche und ausführliche Behandlung.

Da, wie schon oben bemerkt, die bisherige Götzforschung meist keine reinliche Scheidung zwischen dem Gehalt der beiden Fassungen macht, ihre Ergebnisse vielmehr aus beiden Fassungen oder nur aus der von 1773 gewinnt, so kann eine Auseinandersetzung mit dieser Literatur erst nach Abschluß des dritten Teiles dieser Untersuchung,[1] die den „Götz von Berlichingen" und seine Abweichung vom „Gottfried" behandeln wird, erfolgen. So weit sie berücksichtigt werden konnte, wird sie in der Arbeit an ihrem Ort zitiert.

---

[1]) Die Anregung zu der vorliegenden Arbeit, die entscheidenden Gesichtspunkte, besonders den Hinweis auf Herder und seine Geschichtsphilosophie, Stilling sowie die mittelalterlich-romantischen Strömungen überhaupt und reiche Förderung im einzelnen danke ich Herrn Professor Saran in Halle. — Auch dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar bin ich für die Erlaubnis, die Gottfried-Handschrift zu benutzen, zu Dank verpflichtet.

Inhaltsübersicht.

	Seite
Vorwort	VII
Abkürzungen	XI
A. Die romantischen und nationalen Strömungen in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts bis 1771.	
§ 1. Die nationale Romantik Klopstocks und Herders	1
§ 2. Lessings „Philotas". Die altdeutschen Studien und die Schweizer	24
§ 3. Das Elsaß. Jung-Stilling	38
B. Systematische Zusammenfassung der Gesamtanschauung Herders bis zu seinem Weggang von Straßburg.	
§ 4. Herders Anschauungsweise	49
§ 5. Herders Anschauungsweise: Fortsetzung	67

Abkürzungen.

W. = Weimarer Goetheausgabe.
I, II, III, IV = Ihre Abteilungen.
D. j. G. = Der junge Goethe. Neue Ausgabe, in sechs Bänden besorgt von Max Morris. 1909 ff.
S. W. = Herders sämtliche Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan. Berlin 1877 ff.
DW. = Dichtung und Wahrheit.

A) Die romantischen und nationalen Strömungen in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts bis 1771.

§ 1. Die nationale Romantik Klopstocks und Herders.

Literatur:

Klopstocks Oden, „Hermanns Schlacht“, Briefwechsel nach S. W., Göschen 1823.

R. v. Raumer: Geschichte der germ. Philol., vorzugsweise in Deutschland. 1870. S. 176 ff.

Weißenfels hat in einem reichhaltigen Kapitel seiner Darstellung des jungen Goethe[1]) die auf Betonung des Deutschtums und Größe des Mittelalters gerichteten Bestrebungen der Straßburger Zeit dargestellt und bis zu ihrem Einmünden in die Götzdichtung weitergeführt. Es erhebt sich jedoch die Frage, ob wir die in dieser Richtung laufenden Ideen nicht auf eine breitere literarhistorische Grundlage zu stellen vermögen, so daß uns der „Gottfried“ nicht allein als eine vorwärtsweisende, kühne Leistung erscheint, die eine literarische Umwälzung zur Folge hatte, sondern auch als die befreiende Erfüllung einer fast allgemein erhobenen Forderung, die die literarische Zeitstimmung auch ohne Shakespeare und die Einwirkung wiedererwachender Freude an den Denkmalen gotischer Kunst für das Erscheinen des „Gottfried“ reif machte.

Goethe selbst gibt in einem ursprünglich für DW. bestimmten Aufsatz[2]) die Richtlinie unserer Untersuchung. Er erzählt, daß man

[1]) Richard Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang, Bd. I 1894. S. 121 ff.

[2]) W. I, 36, S. 226, 12—25. „Leipziger Theater“ (1811), (zu 1766/71).

die Eröffnung des Leipziger Theaters (1766) als eines deutschen mit der Aufführung eines patriotischen Stückes feiern wollte und „nahm hiezu den „Hermann" von Schlegel, der nun freilich, ungeachtet aller Tierhäute und anderer animalischen Attribute, sehr trocken ablief; und ich, der ich gegen alles, was mir nicht gefiel oder mißfiel, mich sogleich in eine praktische Opposition setzte, dachte nach, was man bei so einer Gelegenheit hätte tun sollen. Ich glaubte einzusehen, daß solche Stücke in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablägen, und suchte nach bedeutenden Gegenständen in der späteren Zeit, und so war dieses der Weg, auf dem ich einige Jahre später zu „Götz von Berlichingen" gelangte."

Unzweifelhaft ist die Darstellung dieser selbständigen Entwickelung eine Konstruktion des alten Goethe, der mit diesen Worten die Priorität der dichterischen, speziell dramatischen Behandlung mittelalterlicher Stoffe für sich beansprucht; dennoch steht fest, daß von Schlegels „Hermann" die Entwickelung in dem von Goethe angedeuteten Sinne zum „Gottfried" führt. Wie aber gestaltete sich der Weg zwischen jenen beiden bedeutenden Meilensteinen?

Schon Lohenstein hatte in seinem 1690 vollständig erschienenen tendenziösen Roman[1]) Arminius als den Befreier der Deutschen gefeiert. Doch war dem langatmigen, von gelehrtem Schwulst überladenen Werke keine anhaltende Wirkung beschieden. Ein halbes Jahrhundert später machte sich Elias Schlegel den fruchtbaren Gedanken zu Nutze, indem er in den „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters" (1747) in berechtigter Opposition gegen Gottsched und die Schweizer energisch betonte, daß die Ergötzung der Zuschauer im Theater der vornehmste Zweck dramatischer Dichtung sei. Da jedoch jedes Volk einen ihm eigentümlichen Nationalgeschmack besitze, so würden immer Stücke mit nationalen Sitten und Gestalten am besten gefallen. Die Frucht dieser Forderung war sein „Hermann". Ihm stellten sich die gleichnamigen Werke des ebenfalls von Lohenstein angeregten Freiherrn von Schoenaich und Wielands epische Dichtung, die dieser einige Monate vor Schoenaichs Auftreten am 4. August 1750 anonym an Bodmer sandte, zur Seite.

Die Absicht Schlegels und seiner Nachahmer war, die Dichtung auf nationalen Grund zu stellen und durch Darstellung großer

---

[1]) „Arminius", eine „Staats-, Liebes- und Heldengeschichte", 3076 Seiten in zwei Quartbänden.

Momente aus der politischen und Sittengeschichte des Vaterlandes die Teilnahme des Publikums und Nacheiferung der Dichter zu wecken. —

In Klopstocks dichterischem Schaffen vereinigten sich die romantischen, nationalen und persönlichen Motive seiner Vorgänger zu einem Bilde von weitgehendster Wirkung.

Die Stimmung dazu gab Rousseau mit dem Erscheinen des „Discours“.[1]) Die glühende Polemik seiner Lehre, daß Glück und Sittlichkeit unter einer steigenden intellektuellen und ästhetischen Kultur, wie sie die Aufklärung bot, erdrückt werden müßten, daß der Besitz Charakter und Freiheit des Menschen verderbe, führte ihn mit seinen Anhängern in die Träume von einem glücklichen Urzustand des Naturmenschen. Auch Klopstocks Helden tummeln sich darin.

Doch nicht unmittelbare Anregung durch den Bürger von Genf rief Klopstocks Romantik hervor. Schon 1748 flüchtete der Dichter mit seiner Ode „Heinrich der Vogler“ in bewußtem Gegensatz zu Friedrich dem Großen ins Mittelalter. Aus der halb widerwilligen Bewunderung für den preußischen König und der liebenden Verehrung für seinen Wohltäter Friedrich V. entwickelt seine Dichtung in den beiden folgenden Jahrzehnten die positiven Anschauungen von dem Ideale einer Nation und ihres Herrschers. Zweierlei haben wir jedoch in ihnen streng zu unterscheiden. In den Oden gewinnt Klopstock das Bild eines Regenten, wie es im wesentlichen aufklärerischen Tendenzen entsprach; sobald ihn jedoch die Romantik und Rousseausche Schwärmerei für Barden und urgermanische Einfachheit mehr und mehr gefangen nehmen, bekommen die gleichen Bestrebungen eine andere Grundlage. Denn Klopstock war ein gelehrter Dichter und versagte sich deshalb die dichterische Freiheit, moderne Anschauungen auf alte Geschichte zu pfropfen. Für unsere Zwecke in dieser Hinsicht kommt nur „Hermanns Schlacht“ in Betracht; das Bardiet zeigt aber zur Genüge, wie auch die nationale Tendenz, die ihre Sympathien nicht mehr zwischen zwei großen Fürsten der Aufklärung zu teilen brauchte, verstärkt und reiner herausgearbeitet wurde. Damit war natürlich auch die Wirkung eine größere, die in gleichem Maße der romantischen Hülle wie den Tendenzen zu gute kam.

---

[1]) Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon en 1750; „Si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les mœurs“.

Wenden wir uns zunächst zu Klopstocks Oden.

Der wahre Fürst ist wie Gott bewußter[1]) Schöpfer ungetrübten, den Stürmen des Krieges fernen[2]) Untertanenglückes, Vater des Vaterlandes und Menschenfreund,[3]) weithin leuchtende Ehre der Menschlichkeit.[4]) Edlen Herzens regiert er weise seine Untertanen.[5]) Segnender Friede ist mehr denn der Krieg wert der Unsterblichkeit,[6]) denn er gibt dem Herrscher die Möglichkeit, reinen Herzens edel zu handeln.[7])

In diesem Bilde sah der Dichter seinen Mäcen Friedrich V. von Dänemark. Aber die dauernde Verherrlichung eines fremden Fürsten genügte dem Deutschen Klopstock nicht. Zwar sucht er sich zunächst über den erwachenden Nationalstolz hinwegzutäuschen

„Ernste Muse, verlaß den wehmuthsvollen Gedanken
Der dich traurig vertieft,
Wecke zu Silbertönen die Leyer, die frohere, wenn sie,
Scandinaviens Stolz,
Auch der Deutschen, besingt . . . .“[8])

Doch in Deutschland war der Eindruck der Herrschergröße Friedrichs des Großen viel zu mächtig, als daß man einem fremden Ideal, das allerdings viele politische Forderungen der Aufklärung zu erfüllen schien, hätte huldigen können. Dieser Strömung hatte auch Klopstock seinen Tribut gezollt:

. . . . . . „Noch, da der Lorber ihm
Schon vom Blute der Schlacht trof,
Und der Denker gepanzert ging,
Floß der dichtrische Quell Friedrich entgegen, ihm
Abzuwaschen die Schlacht! Aber er wandte sich,
Strömt' in Haine, wohin ihm
Heinrichs Sänger nicht folgen wird!“[9])

---

[1]) Fr. G. Klopstocks Oden, herausgegeben von Franz Muncker und Jaro Pawel. Stuttgart 1889, 1. Band, „Friedrich der Fünfte“ (1750), S. 87, Z. 21—24.

[2]) Ebenda S. 86, Z. 5 ff.

[3]) Ebenda Z. 3—4.

[4]) „Friedrich der Fünfte“ (1751), S. 89, Z. 25.

[5]) „Friedensburg“ (1751), S. 92, Z. 36—40.

[6]) „Für den König“ (1753), S. 115, Z. 25 ff.

[7]) Ebenda Z. 33—35.

[8]) Fr. V. (1751), S. 89, Z. 21—25.

[9]) „An Gleim“ (1752), S. 104, Z. 50—56.

Die Betonung nationaler Eigenart gegenüber Frankreich blieb also dem Dichter des Messias; ihr folgte er um so lieber, als die von ihm so bewunderte Muse Miltons aus demselben Haine wie die deutsche einst hervorgetrten war:

. . . „Ja bey Barden
Wuchs ich mit dir in dem Eichenhain auf;
Allein die Sage kam mir, Du seyst nicht mehr!"[1]

Wie die Muse Albions wollte auch Klopstocks Poesie in nationaler wie christlicher Dichtung, Rom und Griechenland nicht länger mehr unebenbürtig, in fliegendem Laufe die höchsten Ziele erreichen.

Nach diesem Prolog Klopstocks erhebt sich begeisternd die deutsche Bardenpoesie. Der Barde einer sagenhaften Vorzeit, die Schöpfung romantischer Phantasie, wurde zum Repräsentanten des Deutschtums (vgl. „Wir und Sie" 1766). Daß die Bardenpoesie zu solcher Höhe und Wirkung emporsteigen konnte, verdankte sie aber nur den Heldentaten Friedrichs im Siebenjährigen Kriege, in denen der germanische Geist wieder lebendig geworden zu sein schien. Wäre der König nicht ein so ausgeprägter Vertreter französischer Kultur gewesen, gewiß hätte man sich der Romantik nicht in so hohem Maße zugewandt. Klopstock selbst gab das Signal mit seinem Bardiet „Hermanns Schlacht" (1769).[2]

Solange der Siebenjährige Krieg den Zeitgenossen als Eroberungskrieg erschien, wandte sich Klopstock und mit ihm die Anhänger aufklärerischer politischer Tendenzen von Friedrich ab. Aus dem Eroberungskrieg wurde aber ein heldenhafter Kampf um den eignen Staat, der die zeitgenössischen Dichter wieder in Friedrichs Bann zwang. Deutlich sehen wir diesen Vorgang in dem Verhältnis von Klopstocks Oden zu seiner ersten nationaldramatischen Arbeit. Auch Hermann ist gerecht, ein guter Fürst mit fühlendem Herzen, kein Eroberer, wie ihn der Dichter bekämpft hatte, sondern ein Nationalheld, dessen Taten zu besingen, die Aufgabe der Dichter ist, wie sie es war im Gange der Teutoburger Schlacht. Die Wirkung war, da auch Lessing sein kritisches Schwert nicht dagegen erhob, eine durchschlagende. Die „Hermannsschlacht" ist für die Entwickelung der nationalen und romantischen Dichtung, besonders aber

---

[1]) „Die beiden Musen" (1752), S. 109, Z. 23—25.

[2]) „Hermanns Schlacht", ein Bardiet für die Schaubühne; Klopstocks S. W. Bd. VIII, S. 61 ff. Leipzig 1823. Göschen.

für den „Gottfried" bedeutend genug, um nach Gehalt und Tendenz näher gewürdigt zu werden. Das Thema des Bardiets ist der Befreiungskampf der Germanen im Teutoburger Walde unter ihrem Helden Hermann.

Unbeleidigt von ihren Nachbarn, versuchten die Römer, in der Absicht als Tyrannen trotz ihrer tierischen Entartung die Weltherrschaft zu vollenden (98),[1] das freie deutsche Volk zu knechten (94). Der Kampf in den Grenzländern dauerte schon zu Cäsars Zeiten, ja bereits unter Marius hatten Germanen für eine ungerechte Sache ihr Leben opfern müssen. Eine unerhörte Ausdehnung seiner Machtsphäre berauschte den Römer bis zur Selbstüberhebung (111); aber Herrschsucht (188) und Ungerechtigkeit (189) als ihre notwendigen Folgen, und Vorboten kündigen den Sturz von Roms Weltherrschaft bereits an (183, 189). Hermann, der Führer der Cherusker, hat dies klar erkannt, da er der Überzeugung ist, daß die Größe eines Volkes nur solange dauert, als die sittlichen Grundlagen des Staates untadelhaft sind.

Wie Rom als ein Bild der Schwäche und des Verfalls, so ist als sein wirksames Gegenstück die Gemeinschaft der deutschen Stämme mit idealer Reinheit gezeichnet. Sie zeichnen sich trotz ihrer Vielheit aus durch einen gleich stark ausgeprägten Nationalgeist und Nationalcharakter (vgl. 122).

Über alle Güter geht dem Germanen die Freiheit, die eigene wie vorzüglich die des Vaterlandes. Sieg oder Tod ist die Losung des ganzen Volkes im Kampfe gegen die Unterdrücker (85, 123, 137, 138). Der Tod für die heilige Freiheit (155) ist edel (141); Ströme von Tyrannenblut sind ihr ein würdiges Opfer (vgl. 155). Höchstes Glück des Lebens ist für Siegmar der Sieg seines Volkes (149); die Verherrlichung der Helden, die ihr Vaterland mehr als ihr Leben liebten, bildet den würdigsten Gegenstand für die Lieder der Barden (151, 156) und höchsten Lohn für den Befreier des Vaterlandes (157).

Das Leben der Germanen ruht auf einer idealen, sittlichen Grundlage. Alle Züge, die bei Tacitus Schattenseiten des Naturvolkes sind, werden weggelassen oder zum Teil erhöht und umgebildet. Klopstock erfaßt wie Rousseau sein Bild mit schwärmerischer Verehrung und Reinheit. Wahrheit (147), Mannheit und Keuschheit

---

[1]) A. a. O.

verleihen die notwendige Grundlage für sittliche Größe (154); bewußte Mäßigung (165), Gatten- und Elternliebe sind ihre schönen Früchte (221). Nur der ist gut, der gerecht ist (196); alle anderen Tugenden haben keinen Wert, wenn die Gerechtigkeit sich ihnen nicht gesellt; deshalb können ungerechte Männer nie zu wahrer Größe aufsteigen (187). Das Leben der Familie wie das der Gesamtheit ruht auf der innigen Verehrung der alten Sitte (178); Hermann selbst ehrt sie wie Siegmar, aber nur dann, wenn sie auch zugleich das Sittlich-Gute in ihrem Wesen einschließt (vgl. 152).

Vergebens verlangt Hermanns Mutter Bercennis, eine aus wilder Vorzeit herüberragende Frauengestalt von titanenhafter Größe und unersättlichem Racheburst, die Niedermetzelung der wehrlosen, gefangenen Römer (235); Wodan ist ein mitleidiger, fühlender, nicht grausamer Gott.

Damit ist zugleich die Richtung der germanischen Religion angedeutet. Zwar verlangt Wodan Blut und Rache (95), aber nur soweit sie dem gerechten Zorn genügt. Ist der Krieg für die Freiheit ein gerechter Krieg (210), so sind auch die Götter mit dem, der sein Vaterland liebt (166); ihnen gebührt der Dank für den Sieg (181, 183). Tiefe Ehrfurcht vor dem Religiösen erfüllt Priester, Fürsten und Volk (176); der totwunde Siegmar schleppt sich mit letzter Kraft nach dem Felsenaltar Wodans, um dort zu sterben (148). So besitzen die Germanen eine durchaus nationale Religion, deren Gottheiten, Wodan, Tyr, Hertha u. a., sie je nach ihrer Eigentümlichkeit vor allem mit dem Gefühl erfassen; in gesteigerten, menschlichen, gefühlsmäßigen Attributen begreifen sie ihre Wesenheit.

Die Germanen sind Männer der Tat, schweigsam vor großen Unternehmungen, aber von fröhlichem Stolz und Kraftgefühl nach dem Gelingen (90, 191); dann reden sie, wie es ihnen ums Herz ist. Mit ihrer Tatkraft paart sich wütende Tapferkeit und heroische Kampfesfreude (104, 110); frühe drängen sich die Jünglinge zum Kampfe, das Blut ihrer Väter zu rächen; die Veredelung der Blutrache bildet eine Grundlage der Sittlichkeit. Zwar liebt Siegmar nicht die Sitte alter Zeit, gegen Bruderstämme Krieg zu führen (95), er bemüht sich anscheinend mit Erfolg, sein Volk dieses Restes barbarischer Wildheit zu entwöhnen. Um so höher aber steigt dadurch nur der Wert des Kampfes fürs Vaterland. Der Gesang der Barden, dessen Rhythmus sich den Phasen des Kampfes anzupassen versteht, entflammt durch Verherrlichung der Taten der

Vorzeit (102, 118) die Kämpfer; wie das Vaterland liebt Siegmar den Bardengesang (167) und der höchste Jubel der Siegesfeier besteht darin, daß der Cheruskerfürst vor seinem Ende solch hohe altdeutsche Taten getan, die der Verherrlichung durch den Dichter harren (226). Die gemeinsame Liebe zum Vaterlande ist das Band, das sich um die Volksgenossen schließt, fester als die Bande der Blutsverwandtschaft (171). Untreue hebt auch die heiligste Gemeinschaft auf.

Die Eigenschaften der Germanen vereinigen und steigern sich in Hermann zu einem Bilde von heldenhafter Größe. Kein Zug an ihm, der menschliche Schwächen verriete. Er ist ebenso gerecht als tapfer, bei persönlicher, unübertrefflicher Tüchtigkeit als Feldherr und Führer seines Stammes bescheiden und ein frommer Diener des göttlichen Willens; seine Sittlichkeit steht auf hoher, in eine christliche Zukunft weisende Warte; die Ideale der Römer, denen jene nur scheinbar nacheifern, verwirklicht sein Wesen in schönem Sinne. Mit der Errettung seines Vaterlandes ersteigt er den Gipfel des Lebens.

Hermanns große Heldenseele findet aber erst ihre Vollendung in einer starken, gefühlsmäßigen Begabung. Wie er nächst dem Vaterlande sein Weib über alles liebt und achtet, so verbindet ihn mit seinem Vater eine starke, auf hingebender Verehrung beruhende Liebe. Er erfährt unerwartet den Tod Siegmars, und wilder, fast übergroßer Schmerz überfällt ihn, macht ihn blind gegen alle Freuden des Sieges, ja selbst gegen die Teilnahme seines Weibes. „Tot ist er? Ach mein Vater! O Wodan, Wodan du gabst mir der Freuden viel. Aber dieser Schmerz ist wütend wie eine Todeswunde . . . Ach mein Vater! . . . ach mein Vater Siegmar! . . .“ (213) „Wie starb mein Vater? Schweig! Ich will es nicht hören. Ich halte seinen Anblick nicht mehr aus. Deckt ihn zu . . .“ (216). In dem erschütternden Schmerze seiner großen Seele offenbart sich die Kraft des Gefühls, das sich bis zur Leidenschaft erhitzen kann.

Doch kann man nicht behaupten, daß Klopstock die Charaktere des Bardiets auf Leidenschaft gestellt und diese Seite an ihnen besonders geschildert habe. Sie zeichnen sich aus durch ein schönes Gleichmaß von entschlossenem Verstande und weichem Gefühl,[1]) das sich nur in Hermann zu heroischer Leidenschaft entwickelt. Das

---

[1]) Darunter sind auch in Klopstocks Bardiet nur die sympathetischen Gefühle zu verstehen!

Gefühl als sittliche Empfindung leitet Hermann ebenfalls in wichtigen Entschlüssen; es unterdrückt seine Rachsucht und bewegt ihn sogar, der verehrten alten Mutter gegenüber den eigenen Willen durchzusetzen und milde mit wehrlosen Gefangenen zu verfahren. Dieser Entschluß ist für die Wertung des Gefühls von seiten Klopstocks höchst bemerkenswert. Denn wie Iphigenie, der Tradition des Tantalidenhauses ungetreu, unter der Führung des Herzens zu einer milderen Auffassung vom Wesen der Götter geführt wird, bildet sich in Hermann, der in dieser Beziehung die Bestrebungen Siegmars fortsetzt, eine neue Religion und humane Lebensanschauung. Wodan will nicht das Blut gefesselter Männer. Dieselbe gefühlsmäßige Begabung tritt uns, nur modifiziert, in den Gestalten des Oberdruiden Brenno und der Thusnelda entgegen. Brenno hat ein weiches, für Freundschaft empfängliches Herz. Dieser Charakter macht ihn offenbar zum Priesteramte besonders tauglich. Vergebens versucht er, den alten Freund Siegmar vom Kampfe abzuhalten; er ahnt, das ihm der Freund entrissen wird, und in seiner Seele streiten sich Pflicht für den Beruf und die Sehnsucht nach der Schlacht unter seinen Füßen. Nach Siegmars Fall hat er seine Selbstbeherrschung völlig verloren und weint (213).

Am stärksten ist in Thusnelda das Gefühl ausgebildet; der Dichter scheint sie absichtlich mit einer Fülle solcher Attribute, die uns über ihrem Heldentum nicht eine schöne Weiblichkeit vergessen lassen, ausgestattet zu haben. Inniges Mitleid mit dem Gefangenen und Unglücklichen, weibliche Weichheit und Hingebung verbinden sich mit hinreißender Liebe zu dem Gatten und Vaterlande zu einer großen Seele, die den ganzen Reichtum hoher Freude in anmutigem und fröhlichem Stolz erfaßt. „Glücklicher, glücklicher war nie ein Weib eines ehrenvollen Mannes, als ich heute bin! O Hertha, welch ein Tag ist dieser!“ (174). Ihre Liebe ist eine starke, gesunde Leidenschaft, Hermanns würdig.

Überblicken wir das Bild, daß der Dichter in dem Bardiet aufrollt, und suchen in ihm Klopstocks Anschauung zu fassen, so erkennen wir zunächst einen Widerspruch zu dem Ideal eines Herrschers, wie er es in den Oden aufstellt. Unzweifelhaft ist Hermann Klopstocks positives Ideal, nur in einen besonderen Fall, den Kampf für das Vaterland als für das höchste Gut, hineingestellt.

Im letzten Grunde ist „Hermanns Schlacht“ zum großen Teil eine Verherrlichung Friedrichs des Großen. Sie ist, für sich betrachtet,

ein Idealbild, das der Zeit vorgehalten wird, aber auf Grund der Heldenkämpfe Friedrichs des Großen in Rousseauischer Beleuchtung. Sie wendet sich an ganz Deutschland (einschließlich Österreichs), nicht nur an Preußen. Ihre nationale Tendenz aber richtet sich zum Teil gegen denselben Fürsten, der der Urheber der vaterländischen Poesie war. Darin betritt Klopstock den Weg, den Lessing bereits im „Philotas“ und der „Minna“ gewiesen hatte. Die Romantik aber gab die Form und Klopstocks gelehrte Beschäftigung mit dem deutschen und nordischen Altertum die Befähigung, diese Verherrlichung in einem fremden Gewande zu verhüllen, solange der König den Deutschen als ein Sklave der französischen Kultur erschien. —

Fassen wir, da die Tendenzen des Bardiets denen der Oden nicht widersprechen, sondern sie ergänzen, die Forderungen, die Klopstock unter den deutschen Dichtern mit begeisternder Genialität erhob, zusammen, so finden wir als oberste Forderung die nach einer nationalen, dramatischen Dichtung. Damit knüpfte er zwar nur an Schlegels „Hermann“ und Lessings „Minna“ an, aber in einer viel ausgeprägteren Weise. Die Verherrlichung der Freiheit und des Sieges über die Tyrannen riefen die Dichtungen des Göttinger Hains hervor; das Bardiet stellte aber der Nation zum ersten Male eine große nationale Heldendichtung vor die Augen und lehrte, die Taten der Väter zu würdigen. Das Regentenideal der Aufklärung, das sich unter den Händen Klopstocks zu dem eines Helden erhoben hatte, der Gefühl und Verstand in einer tatenfrohen, großen Seele harmonisch vereinigte, schuf ein neues lebenskräftiges Vorbild.[1]) Bisher konnte unter dem Druck der Behauptungen Lessings, daß ein nordischer Held nicht wie Philoktet und Herkules hätte weinen können, eine Gestalt wie Hermann nicht aufkommen. Mit ihm schuf der Messiasdichter auch einen völlig neuen Charaktertypus, der der Ausgangspunkt unzähliger Helden der Stürmer und Dränger werden sollte. Es war vorauszusehen, daß eine junge Generation, die unter dem Schwunge der aufgestellten Ideale das Gefühl mehr und mehr betonte, schließlich den Charakteren ihrer Dichtung nur noch diese einseitige Anlage verlieh. Daß die Entwickelung diesen Gang nahm, war

[1]) Daß das Bardiet seine Entstehung dem Gegensatz zur Aufklärung zu verdanken habe, wird man also nicht behaupten können. Auch wäre dann die Römerpartei zu schwach gezeichnet. Diese Tatsache ist wichtig für die paradoxe Ablehnung der Aufklärung im „Gottfried“, die erst durch Herder ermöglicht wurde.

allerdings nicht das Verdienst Klopstocks allein, sondern auch das Rousseaus, Hamanns, Herders, Gerstenbergs. Klopstock aber war der erste, der das Neue in einer großen dichterischen Leistung zeigte. Daß er dies konnte, verdankt er nicht zum letzten Ende der geschickten technischen Anlage seiner Dichtung. Er erklärt selbst:[1])

„Bardiet ... (barditus. Tac. Marcell. Veget.) Barde Bardiet, wie Bardd, Barddas, in derjenigen neueren celtischen Sprache, die noch jetzt in Wallis gesprochen wird, und mit der unsre älteste vermuthlich verwandt war. In jener bedeutet Barddas die mit der Geschichte verbundene Poesie. Wir haben Barde nicht untergehen lassen, und was hindert uns, Bardiet wieder aufzunehmen? Wenigstens habe ich kein eigentlicheres und kein deutscheres Wort finden können, eine Art der Gedichte zu benennen, deren Inhalt aus den Zeiten der Barden seyn, und deren Bildung so scheinen muß. Ohne mich auf die Theorie dieser Gedichte einzulassen, merke ich nur noch an, daß der Bardiet die Charaktere und die vornehmsten Theile des Plans aus der Geschichte unserer Vorfahren nimmt, daß seine seltneren Erdichtungen sich sehr genau auf die Sitten der gewählten Zeit beziehen, und daß er nie ganz ohne Gesang ist".

Der freie Spielraum, den Klopstock dem lyrischen Moment dadurch gestattete, kam der Betonung des Gefühls sehr zu statten; er ergänzte so, was ihm an dramatischer Begabung mangelte, auf eine geschickte und treffliche Weise.

Es ist bekannt, daß die literarische Wirkung, die den biblischen Trauerspielen des Dichters außer in Frankreich nicht beschieden war, in vollem Maße dem ersten der drei Bardiete zu teil wurde. Es entspricht dem Zweck unserer Untersuchung, wie wir ihn uns oben[2]) vorgezeichnet haben, wenn wir die Frage nach einer etwaigen Beeinflussung des „Gottfried" durch „Hermanns Schlacht" zu beantworten unternehmen.[3])

Goethe selbst gibt in DW.[4]) eine Darstellung des Verhältnisses der jungen Generation zu Klopstock: „Er (Gotter) regte mich zu manchen kleinen Arbeiten an, zumal da er, zu den Göttingern

[1]) A. a. O. S. 243.

[2]) S. o. S. 1.

[3]) Aus technischen Gründen erörtern wir diese Frage bereits an dieser Stelle, obgleich wir dadurch der historischen Entwickelung vorgreifen.

[4]) III. Teil. 12. Buch W. I, 28, S. 139, 2ff.

im Verhältnis stehend, für Boies Almanach auch von meinen Gedichten etwas verlangte.

Dadurch kam ich mit jenen in einige Berührung, die sich, jung und talentvoll, zusammenhielten und nachher so viel und mannigfaltig wirkten. Die beiden Grafen Stolberg, Bürger, Voß, Hölty und andere waren im Glauben und im Geiste um Klopstock versammelt, dessen Wirkung sich nach allen Seiten hin erstreckte. In einem solchen sich immer mehr erweiternden deutschen Dichterkreise entwickelte sich zugleich, mit so mannigfaltigen poetischen Verdiensten, auch noch ein anderer Sinn, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfnis der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt, und gerade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. Im Kriege erträgt man die rohe Gewalt, so gut man kann, man fühlt sich wohl physisch und ökonomisch verletzt, aber nicht moralisch; der Zwang beschämt niemanden, und es ist kein schimpflicher Dienst, der Zeit zu dienen; man gewöhnt sich, von Feind und Freund zu leiden, man hat Wünsche und keine Gesinnungen. Im Frieden dagegen tut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor, und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, und dies zarte, ja kranke Gefühl erscheint in schönen Seelen unter der Form der Gerechtigkeit. Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und gerade da nur wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Druck befreien, und so entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der einzelnen ins Regiment, die, mit löblichen Anfängen, zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführten. . . . . .

Durch die „Hermannsschlacht“ und die Zueignung derselben an Joseph den Zweiten hatte Klopstock eine wunderbare Anregung gegeben. Die Deutschen, die sich vom Druck der Römer befreiten, waren herrlich und mächtig dargestellt, und dieses Bild gar wohl geeignet, das Selbstgefühl der Nation zu erwecken. Weil aber im Frieden der Patriotismus eigentlich nur darin besteht, daß jeder vor seiner Türe kehre, seines Amtes warte, auch seine Lektion lerne, damit es wohl im Hause stehe, so fand das von Klopstock erregte Vaterlandsgefühl keinen Gegenstand, an dem es sich hätte üben können. Friedrich hatte die Ehre eines Teils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, und es war jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Beifall und Verehrung dieses großen Fürsten teil an

seinem Siege zu nehmen. Aber wo denn nun hin mit jenem erregten, kriegerischen Trotzgefühl? Welche Richtung sollte es nehmen und welche Wirkung hervorbringen? Zuerst war es bloß poetische Form, und die nachher so oft gescholtenen, ja herrlich gefundenen Bardenlieder häuften sich durch diesen Trieb, durch diesen Anstoß. Keine äußeren Feinde waren zu bekämpfen; nun bildete man sich Tyrannen, und dazu mußten die Fürsten und ihre Diener ihre Gestalten erst im allgemeinen, sodann nach und nach im besonderen hergeben; und hier schloß sich die Poesie an jene oben gerügte Einmischung in die Rechtspflege mit Heftigkeit an, und es ist merkwürdig, Gedichte aus jener Zeit zu sehn, die ganz in einem Sinne geschrieben sind, wodurch alles Obere, es sei nun monarchisch oder aristokratisch, aufgehoben wird.

...... Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im „Götz von Berlichingen“ zu befrein, indem ich schilderte, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint“.

Diese Auseinandersetzung Goethes mit der politischen Tendenzdichtung des Dezenniums, in dessen Mitte der „Gottfried“ erschien, wird in anderem Zusammenhange besprochen werden. Auch in diesem Falle müssen wir die Genesis der literarischen Entwickelung, wie sie dieser Konstruktion des alten Dichters zu Grunde liegt, aus dem Bilde in DW. herausschälen. Daß Goethe erst durch die „Bardendichtung“ der Göttinger die revolutionären Elemente in seine Dichtung aufgenommen habe, ist unmöglich. Vielmehr werden wir eine direkte Einwirkung von „Hermanns Schlacht“ auf den in Straßburg national gestimmten Jüngling annehmen müssen. Daß die Erscheinung von Klopstocks Bardiet und seine Wirkung durch den Siebenjährigen Krieg erst ermöglicht wurde, war dem Schreiber von DW. nicht mehr so gegenwärtig; er wirft die politische Tendenzliteratur, die er richtig an die Voltairesche Verteidigung der Calas anknüpft und die sich dann im wesentlichen gegen den modernen Absolutismus wandte und keineswegs so ins Blaue hineinredete, mit der nationalen literarischen Bewegung, wie sie Klopstock ins Leben rief, zusammen. Die Vereinigung beider füllt allerdings das Treiben der Göttinger aus, um aber die Wirkung beider

Bewegungen auf den „Gottfried“ festzustellen, müssen wir eine reinliche Scheidung zwischen Klopstocks Tendenzen und denen der politischen Literatur, wie wir sie an einem anderen Orte behandeln,[1] eintreten lassen.

Unzweifelhaft hat auf die Romantik des Straßburger Goethe die Romantik Klopstocks eingewirkt, wenn er auch durch den Verlauf der literarischen Bewegung auf das Mittelalter und nicht auf die germanische Vorzeit gewiesen wurde. Die Betonung der nationalen Güter und einer nationalen Dichtung verstärkte die Stimmung des Salzmann-Herderschen Kreises, wenn man sich nach großen literarischen Vorbildern umsah, bedeutend. War doch Klopstock fast der einzige, der ein so ausgeprägt nationales Stück dem Publikum vor Augen stellte. Der Ruf nach Freiheit, der in dem Bardiet zum Kampfe fürs Vaterland ausrief, wandelte sich unter den Händen der nachschaffenden Generation zu einem Kampfruf der Untertanen gegen das absolute Fürstentum.

Goethe aber stand im Jahre 1771 noch vor jener Wandlung; wenn er im „Gottfried“ den Absolutismus bekämpfte, so geschah dies in einem ganz anderen Sinne. Der Ruf nach Freiheit, den Klopstocks Helden ungehindert in die Tat umsetzen können, erhebt Gottfried aus der Bedrängnis einer großen Seele heraus, die durch den Gang des Weltgeschehens am Auswirken gehindert wird. Klopstock stellte seinen Hermann an den Anfang einer aufsteigenden Entwicklung und schuf ein Gedicht, Goethe stellte den Helden in eine untergehende Welt und entwickelte so auf Grund Herderischer Ideen den tragischen Konflikt. Kampf gegen die Unterdrücker ist in beiden Werken das Thema, aber in dem einen Falle ist es vom Standpunkte des Weltgeschehens ein berechtigter, zukunftsreicher, im anderen ein tragischer Kampf, der auch die sittlichen Züge des Helden nicht erhebt, sondern zu menschlichen Fehltritten herabdrückt. Freudiger Idealismus bei Klopstock, Pessimismus bei Goethe, schon dadurch bedingt, daß die Römerpartei in dem Bardiet einem vergangenen, die der Fürsten im „Gottfried“ dem kommenden Zeitalter angehören. Trotzdem ist in beiden Fällen die nationale Forderung die gleiche.

Eine weitere, wichtige Parallele liegt in der psychischen Natur beider Helden begründet. Gottfried wie Hermann stellen durch ihren Charakter, in dem sich Gefühl und Verstand in schönem Gleichgewicht

---

[1]) S. o. § 29.

bewegen, einen Übergangstypus von der Aufklärung zur Geniezeit dar; Gefühl ist die Eigenschaft einer großen Seele, der Leidenschaften nicht fremd sind. Allerdings blieb dem lyrischen Charakter der Klopstockischen Dichtung die Steigerung zu ungeheurer Kraft, wie sie Goethe zum ersten Male schuf, fern.[1]) Daß sich in der Wertung der Funktionen des Verstandes und Gefühls auch in der literarischen Strömung jener Jahre eine Wandlung vollzog, die bei Klopstock und Goethe bis zu einem gewissen Ausgleich gediehen ist, liegt auf der Hand;[2]) eine direkte, in dieser Richtung laufende Beeinflussung des „Gottfried" läßt sich nicht nachweisen; immerhin ist die Tatsache bedeutend genug, wenn wir erwägen, welche Rolle das Gefühl noch in den gleichzeitigen Werken Wielands spielt.

Noch andere gemeinsame Züge von Wert lassen sich feststellen. In deutschen Wäldern werden beide Kämpfe mit heroischem Mute und wilder Kampfesfreude ausgefochten. Hermann ist wie Gottfried mäßig und gerecht in der Siegesfreude, wie jener umgeben von einer Schar treuer Gesellen, die stets zum Opfertode für ihren Führer bereit sind.[3]) Hermann ist in leidenschaftlicher Erregung fast maßlos in seinem Schmerz und Zorn (214 oben), und verleugnet nicht die Ansätze zu einer Kraftnatur, wie sie sich im Gottfried offenbaren. Das Herrscherideal, das wir aus einer Zusammenstellung der Oden mit der „Hermanns Schlacht" entwickelt haben, ist deutlich der gepriesene Landesvater Gottfrieds in der Tischrede, gerecht und ein Vater des Vaterlandes im Frieden, ein Held gegen die äußeren Feinde. Klopstock aber vermeidet fast ängstlich jede Kritik und

---

[1]) Die Goethesche Darstellung des Gefühls stellt insofern die nächste Stufe der literarischen Entwickelung dar, als er im „Gottfried" das Gefühl in umfassenderem Sinne befürwortet als Klopstock, der im wesentlichen nur sympathetische Gefühle darstellt.

[2]) Der Unterschied in der Psychologie beider Dichtungen ist darin begründet, daß Klopstock lediglich der zwischen der Aufklärung und Rousseau schwebenden Zeitstimmung folgte, während Goethe dieser zwar auch gerecht wurde, indessen durch Herders Theorie einer Psychologie der Lebensalter in der Betonung des Gefühls noch bestärkt worden war. Die Herdersche Wertung des Verstandes und Gefühls beruht im Grunde auch auf Hamann und Rousseau.

[3]) Vgl. Kl. a. a. O. S. 224: „Ist Hermann todt? Nun, so will ich auch sterben!" und Goethe a. a. O. S. 119, 20: „Erster Knecht. Franz hält sich noch, ich will zu ihm, Wenn sie sterben, wer mag leben?" Ferner S. 101, 20—22: „Knecht. Weh! Weh! Gottfrieden seh ich nicht mehr! Selbiz. So stirb, Selbiz".

Beziehung zur Gegenwart. Ihm fehlte der Mut der Verneinung, den Goethe von Herder in Straßburg gelernt hatte. Überhaupt werden wir nicht fehl gehen, wenn wir die Straßburger nationale Bewegung vor dem Eintreffen Herders noch wesentlich als eine Folge Klopstockischer Polemik erfassen, abgesehen von dem natürlichen Gegensatz gegen das Franzosentum. Erst mit Herders Eintreffen setzte die vernichtende Kritik der Aufklärung, auch der deutschen, ein.

Die Beziehung des Segest zu Weislingen liegt nahe, sie stimmt jedoch nur für die Stellung der beiden Personen im ganzen; ein engeres Vorbild konnte Goethe an der nur leicht skizzierten und nur technisch bedingten Figur des Segest nicht finden. Umsomehr tritt uns die Verwandschaft von Elisabeth und Thusnelda, von Georg und dem älteren Opferknaben vor Augen.

Beide Frauenbilder sind die würdige Ergänzung zu den Gestalten ihrer Helden. Ist auch an Thusnelda, deren Herz die „fühlende Fanny" nicht ganz verleugnen kann, die Weichheit weiblichen Gefühls mehr betont, so bleibt sie doch wie Gottfrieds Weib die heldenhafte Gefährtin des Mannes, die seiner Kraft vertraut und mutig der Heimkehr aus der Schlacht entgegensieht. Die Annahme liegt sehr nahe, daß Goethe bei der Steigerung zur Kraftnatur, die er auch an der Figur der Elisabeth vollzog, jene Weichheit weiblichen Empfindens, wie sie uns bei Thusnelda entgegentritt, als störend empfand. Mariens Mitleid mit dem gefangenen Weislingen, ihr zartes Empfinden finden in Thusneldas Natur Entsprechungen.

Georgs Gestalt im „Gottfried" lehnt sich unzweifelhaft viel enger an die des ältesten Opferknaben wie an Ugolinos heldenhaften Sohn an. Wie der wütende Bardengesang in dem Opferknaben, so erweckt die Erzählung der Knechte von ihres Herren Reiterstücklein in Georg die Sehnsucht nach dem Kampfe der Männer.[1]) Ein Vergleich der beiden Stellen[2]) ergibt dies deutlich.

---

[1]) Die dichterische Verherrlichung eines jugendlichen, heißblütigen Helden ist ein Lieblingsmotiv der Zeit; sie findet sich neben Gerstenberg, Klopstock, Goethe und Lessing (Philotas) mit viel Wärme behandelt in C. F. Weißes „Die Befreyung von Theben". Die Gestalt des Kallikrates zeigt große Verwandtschaft mit Georg; da Goethe, wie schon „die Mitschuldigen" erweisen, Weiße genau kannte, liegt es nahe, eine Einwirkung anzunehmen. Ein Vergleich ergibt jedoch nur die Verwandtschaft der Motive.

[2]) Klopstock, a. a. O. S. 144. Goethe, a. a. O. S. 8, 25—9, 2.

Wie Siegmar auf der Höhe des Felsenaltars harrt Selbiz an einer Warte des Gebirgs auf die befreiende Kunde vom Ausgange der Schlacht. Beide sind schwer verwundet und werden von ihrem Begleiter von den wechselnden Phasen des Kampfes unterrichtet, bis der Sieg herbeigeführt wird. In der dramatischen Lebendigkeit gerade dieser Szene ist dagegen der junge Dichter seinem Vorbilde unendlich überlegen. —

In die Reihe der Dichter, deren romantische und nationale Bestrebungen zum „Gottfried“ führen, tritt nun auch Herder, dessen Anschauung, soweit sie sich aus seinen kritischen, historischen und ästhetischen Schriften ergibt, wir in einem besonderen Abschnitt würdigen werden.[1])

Herders Gedichte sind bei einer Darstellung seiner Weltanschauung bisher meist übergangen worden; sie sind jedoch für uns sowohl wegen der Art der Einreihung in die allgemeine Literaturentwicklung wie auch deshalb bedeutend, weil durch ihren Gehalt ohne Zweifel Klopstockische Tendenzen indirekt auf den jungen Goethe in Straßburg gewirkt haben.

Die in Frage kommenden Gedichte sind überschrieben:

„An den Genius von Deutschland“, 1770;[2])
„Eine Erscheinung“, 1770;[3])
„Karl der Große“, 1770.[4])

Diese sind, wie schon die Jahreszahl andeutet, unmittelbar durch „Hermanns Schlacht“ angeregt. Ferner gehören hierher: „Klopstocks lyrische Poesie“,[5]) wohl in das Jahr 1771 zu setzen und aus: „An Caroline Flachsland“, Nr. 8,[6]) vor September 1771 gedichtet, die Zeilen 497, 13—28.

Vergegenwärtigen wir uns, daß Herder nach seinem Aufenthalt in Frankreich in der zweiten Hälfte des Jahres 1769 das Franzosentum und die Aufklärung überhaupt entschieden ablehnte, so werden wir verstehen, wie bedeutend die Erscheinung des Bardiets für seine Hinwendung zum Nationalen werden mußte

---

[1]) Vgl. §§ 4, 5.

[2]) S. W. 29, S. 329—332. Die Überschriften stammen nicht alle von Herder selbst.

[3]) A. a. O. S. 333—335. [4]) A. a. O. S. 335—337.

[5]) A. a. O. S. 350—351. [6]) A. a. O. S. 496—498.

und nach welcher Richtung sich Herders „Tyrannenhaß" Luft machte.

Im Anfange des ersten von uns zitierten Gedichtes vertraut er sich willig der Führung des vaterländischen Genius an, der sich zur Zeit der Barden, der goldenen Zeit der Vaterlandsliebe, glänzend erhob. Der Germanen vaterlandsfreudiges Leben war ein Leben der Tat und hohen, edlen Ruhmes, das in dem lockenden Aufenthalt in Walhall mit Theut, Mann und Hermann würdig vollendet wurde. Die Seligen freuen sich der vaterländischen Dichtung; sie ist die Mutter der Unsterblichkeit. Das Vaterland als höchstes Gut ist vorzüglich die Gebärerin edler Menschenwürde; ist

„. . . mehr als Weiberlieb' und Mann= und Vaterherz
und Brudertreu und Freundeschmerz
bist Kind= und Weib= und Mutterschall
und Freundekreis! bist wie ein All
der Erderuhms und Tugendnamen
und großen Mutter Menschlichkeit
der erstgebohrne Saamen
und Erdeseligkeit,
die Höchste!" . . .[1])

Wieviel hatte Herder bereits eingebüßt, da er seine Jugend fern von vaterländischem Wesen verleben mußte! Um so lieber erhebt er die vaterländische Muse zu seiner Göttin, um so stärker, da das moderne Deutschland entmannt, sich selbst wesensfremd, nach einer langen Leidensgeschichte nationale Schöpferkraft verloren hat. Die düsteren Schulstuben der Aufklärung trugen wacker dazu bei. Auch die Dichtung sank zur Sklavin benachbarter Nationen herab und wurde

. . . . . „Wiederhall
aus hundert Klüften! Tauber Schall
vom Schilfe Jordans und der Tiber
und Thems' und Sein'! und nie, o Rhein
und Kön'gin Elbe, lieber
sollt ihr die Götter seyn
der Lieder, die nicht Höfen lispeln!"[2])

---

[1]) A. a. O. S. 331, Z. 1—9. Der Eingang der Strophe erinnert sehr stark an Klopstock, S. W., a. a. O. S. 156:

„O Vaterland! O Vaterland!
Mehr als Mutter und Weib und Braut!
Mehr als ein blühender Sohn
Mit seinen ersten Waffen! —"

[2]) A. a. O. S. 332, Z. 15—21.

Mit Klopstocks Bardendichtung [1]) ist eine neue Periode großen nationalen Gesanges heraufgezogen. Jenem Dichter schließt sich Herder an.

Noch deutlicher ist das nächste Gedicht „Eine Erscheinung" eine Verherrlichung von Klopstocks nationaler Tat.

Im deutschen Bardenhain findet der Dichter die Stimme vaterländischer Dichtung verhallt; augenscheinlich ist das Schicksal der deutschen Muse mißgünstig gesinnt. Gerne möchte er Ossian, die Barden und Homer übertönen, aber der Bardengesang ist verweht. Aus diesen trüben Gedanken über die Möglichkeit einer Wiederbelebung der deutschen Muse lockt den Dichter ein Gallier:

„Komm mit! komm mit! vom wüsten Walde zu uns
sollst lernen singen und hüpfen und buhlen Zephyrleicht.
Komm mit! komm mit! wir wollen dir Sitt' und Recht
und schönen Götter= und Tugendfreien Gesang
und Weisheit singen, wie Zephyr leicht!" [2])

Aber der Dichter widersteht der Lockung des Franzosen, deutsche Stärke gegen glatte, französische Form einzutauschen, Sitte, Tugend und Religion dem tändelnden Gesang zu opfern. Und ein Wunder geschieht. Die alte Bardendichtung steigt verjüngt empor in der Gestalt eines Jünglings:

„Siegeroth wie Hermann
Thusneld' umarmt! und sang.
Und ihm zur Seite dem Eichenstamm
Stand ein Druid' im heilgen Silbergewand
die goldne Sichel in der Hand
im Eichenlaub'!
Und holte die Balsammispel vom Eichenstamm
und sah gen Himmel und sang Greis Siegmarn nach
„So nimmt dich auf in seinen stralenden Hain
Allvater!"
Und fern vorüber zog Kriegesschaar
Sohn Hermanns führte sie!
da sang ein Bardenkriegsgesang
Bei Paukenschall:
„Gott aber wog bei Sternenklang
der beiden Heere Sieg.
Er wog und Preußens Schaale sank
und Östreichs Schaale stieg!" [3])

---

[1]) Vgl. Z. 22—25. [2]) A. a. O. S. 333—334.
[3]) A. a. O. S. 334—335.

Friedrich, der „Sohn Hermanns", hat eine neue nationale Bewegung ins Leben gerufen; Klopstock und Gleim, den Dichtern des neuen Bardengesangs, schließt sich Herder selbst begeistert an. Die neue Dichtung aber ist wie der politische Kampf gegen Frankreich gerichtet;

„und nie sollst du, o Sturm der Zeiten,
den Gesang verweh'n!"[1])

Mit dem dritten in diesen Gedankenkreis gehörenden Gedicht „Karl der Große" knüpft Herder augenscheinlich an folgende Bemerkung in der Widmung des Bardiets an Joseph den Zweiten an:[2]) „Mit gleichen Gesinnungen" (wie Kaiser Joseph) „schätzte Karl der Große die Wissenschaften, indem er die Geschichte zu seiner Wegweiserin machte, die Bewegung der Gestirne untersuchte, die Sprache bildete, und die Gesänge der Barden nicht länger der Überlieferung anvertraute, sondern sie aufschreiben ließ, um sie für die Nachkommen zu erhalten". Klopstock fühlte sich also zu seinem Kaiser in einem ähnlichen Verhältnis, wie die fränkischen Barden zu ihrem Fürsten standen; für ihn war Karl eine ideale Figur. Für Herder aber, der die Dichtkunst nie anders als im großen Zusammenhange der politischen und kulturellen Geschichte betrachtete, lautete die Frage viel prägnanter und umfassender: wer hat den jetzigen Zustand des entmannten Vaterlandes, der soweit von dem Ideal der Barden entfernt ist, geschaffen?

„War er, Deutsches Vaterland,
Mörder dir oder Heiland?"

---

1) A. a. O. S. 335.

2) A. a. O. S. 63. Die Beziehung des Gedichtes zum Bardiet erweisen zudem folgende Stellen: Klopst. S. W. a. a. O. S. 211.

„Auf Moos am luftigen Bach,
Saß Mana, mit seinen ersten Waffen,
Ein röthlicher Jüngling!" — u. a. Stellen, vgl. S. 143.

S. W. a. a. O. S. 236.

„. . . Ha! da sang
Barde seinen Lobgesang
lauter! — Schwester Mana lacht
lieblicher um Mitternacht
Auf der Schwester Angesicht
nieder, schön und keusch!"

(Danach faßt Herder Mana richtiger als Mondgöttin.)

In dürftigem Besitz, aber edel und frei lebten die Deutschen voll Liebe zur Heimat vor den Zeiten Karls. Dieser aber raubte ihnen Freiheit, Gut und Tatkraft und gab ihnen „Affentand" des Wissens, Demut und „Sitte" statt alten Stolzes. Auch die alte, heilige Sprache vernichtete er und zerstörte das Bild edlen Volkstums: Sinn und Gefühl waren den Germanen noch eine Einheit, Tugend die starke Tochter von Kraft und Verstand, ihre Taten Reflexe eines starken Geistes. Edle Mannheit, keusche und sittsame Frauen entflammten den Gesang der Barden. Diesen idyllischen Zustand vernichtet Karl der Große und wandelt gesegnetes Land zur Wüste. Triumphierend will er einen Rest alter Lieder als Trophäen bewahren. Karl hat den Fluch Deutschlands verdient; fromm, kindisch und würdelos leben die folgenden Geschlechter. Aber aus dem Norden kommen die Brüder der Besiegten[1]) und nehmen unter Jammer und Verheerung Rache an den fränkischen Landen. Deutschland ist gerächt, aber wer ruft eine neue Blüte herauf?

Herders Teilnahme an der neuen Bardenpoesie ist außerordentlich lehrreich. Der Verfasser der Fragmente stimmt als Dichter begeistert einer Wiederbelebung längst verschollener Dichtkunst zu.[2]) Aber unter seinen Händen wandeln sich die Bilder und die Tendenz. Die Germanen werden ihm zu dem Urbild eines sinnlichen, im Zustande der Kindheit lebenden Volkes; wahre Menschlichkeit ist ihm das Hauptkennzeichen jener frühen Zeit; alles ist „so enge national", die Sittlichkeit wie die Dichtung. Karl der Große vernichtete die Originalität des Deutschtums; als Sklaven des Auslandes hängen die Deutschen, einst nur auf Gefühl gestellt, einer seichten Verstandes-

---

[1]) Anspielung auf die Wikinger- und Normannenfahrten.

[2]) Man vergleiche dazu aus dem Gedichte „Klopstocks lyrische Poesie" a. a. O. S. 350—351:

(Nach Metas Tod) . . . „da sankest
du auch nieder, ertöntest Todeslaut, bis wieder
dir — welch anderer Trost kam,
„Vaterland!" und das süße Wahnbild
täuscht dich noch, und die Bardensprache tönt dir
Bardensang! und erfindst ihm Stimmen! Hermanns Barden,
wie sie edel dir singen!
Singe, täusche dich lang, entschlummre
nie dem zweiten geliebten Wahnesbilde,
„Hermanns Barden!" und „Vaterland!" denn ach! entschaden
sie dir alle denn Eidli?" —

aufklärung an, die die Wurzeln kraftvollen Volkstums entbehrt. Unsittlichkeit und Unfreiheit haben wir von den Franzosen geerbt, ihre Nachahmung hat die Dichtung völlig zu einem, jeden tieferen Gefühls und starker Sittlichkeit baren Geschwätz herabgedrückt. Friedrichs Heldentaten schufen endlich einen neuen großen Stoff für die nationale Dichtung, Klopstock hat ihn in die Tat umgesetzt. Freilich mußte auch er seine Ideale im Urgermanentume suchen. Die Spitze von Herders nationaler Dichtung aber richtet sich gegen Frankreich, das seit Karl dem Großen die Entwickelung einer starken deutschen Eigenart gehemmt hat:

„Ach unser freies Vaterland,
was Sklaven nur gebiert!
wo unter Knechtetiteltand
sich Muth und Geist verliert!
wo Viehesdummheit, Stolz und Neid
und Affenaberglauben
und Pöbelniederträchtigkeit,
ach! welch ein Herz nicht rauben.
Wegrauben edles Selbstgefühl
und That= und Lebensmuth,
der besten Stunden süßes Spiel
im warmen Jugendblut
uns Menschheit rauben — ach! und mir
sind wenig meiner Tage,
und Mutter=Vorsicht, dank' ich Dir
die wenigen als Plage?“ [1])

Für Herder ist die Romantik viel mehr als für Klopstock einkleidende Form; die leitenden Motive seiner Dichtung, die er mit nach Straßburg brachte, waren tiefe Skepsis gegenüber der Aufklärung auf dichterischem, wie religiössittlichem Gebiete, Verachtung der Franzosen, Forderung einer Wiederbelebung nationaler Dichtung voll wahren, starken Gefühls. Für Herder war also zunächst das Mittelalter seit Karl dem Großen eine Zeit der Dekadenz; die Hinwendung zum Mittelalter als einer Zeit der Kraft, die dem Urgermanentume nahe stand, vollzog er erst unter dem Drucke seiner Theorie von den Lebensaltern des deutschen Volkes [2]) und dem Eindruck der Straßburger mittelalterlichen Romantik, zugleich aber lehrte er Goethe beide Epochen als eine Stufe weltgeschichtlicher

[1]) An Caroline Flachsland, Nr. 8, a. a. O. S. 497, Z. 13—28.
[2]) S. u. §§ 4, 5.

Entwickelung verstehen, die — leider — nicht wieder heraufzubeschwören war. Die Quellen der Straßburger mittelalterlichen Romantik haben wir nicht bei Herder zu suchen, Klopstock bleibt aber dabei unser Ausgangspunkt.

Daß auch Herder, ehe er nach Straßburg kam, romantische Stimmungen, wie sie Goethe und Heinrich Jung erfüllten, bewegt haben, erhellt aus einer Anmerkung zu dem Abschnitt: von Nachahmung der lateinischen Elegien:[1]) „Ich glaube, daß eben so Zeit, Ort und Umstände dem Leser der Elegien nicht ganz einerlei sind. Nie habe ich Youngs Klagen und Creuzens Gräber mit so gleichgestimmtem Ton der Seele gelesen, als in einigen Sommernächten, unter einem bestirnten Himmel, in der schweigenden Laube eines Gärtchen, das an einen Kirchhof stieß, wo alte heilige Linden, vom Hauche der Nacht beseelt, Schauder in die Seele rauschten, und aus den etwas entfernten Trümmern eines sinkenden, ritterlichen Schlosses, und aus ihren Wohnungen im alten Gothischen Kirchthurme die Philosophische Eule ihre hole Accente manchmal darunter stieß — Alsdenn findet man sich in einer Lage, da die Stürme von Gedanken herabbrausen und ruhn, und die Seele wird stille wie eine stille See in der Sommernacht und hört gleichsam die Stimme aus den Gräbern der Todten, und präget sie in ihr Innerstes".

Überschauen wir zum Schlusse dieser Betrachtung noch einmal die literarischen Tendenzen Klopstocks, Herders und ihrer Vorgänger, so glauben wir sie unter der Bezeichnung einer nationalen Romantik zusammenfassen zu können. Es ist für die Weiterbildung dieses literarischen Themas jedoch von besonderer Wichtigkeit zu betonen, daß einmal die bisher geschilderte Romantik sich auf das Urgermanentum und nicht auf das Mittelalter erstreckte, und daß man fernerhin von dieser Dichtung sich eine tatsächliche Wiederbelebung germanischer Ideale versprach. Die romantische Dichtung war also nicht nur eine ästhetische Liebhaberei. Ihr ernstes Bestreben, längst untergegangene Ideale aufs neue erstehen zu lassen — dem auch Herder eine Zeitlang huldigte — war jedoch nur möglich auf Grund der Geschichtsauffassung der Aufklärung, die

[1]) Über die neuere deutsche Literatur. Fragmente, als Beilagen zu den Briefen, die neueste Literatur betreffend. 3. Sammlung. 1767. III. von einigen Nachbildungen der Römer. 3. Von Nachahmung der Lateinischen Elegien, S. W. Bd. I S. 484 a. *.

noch nicht gelernt hatte, die Notwendigkeit des Entstehens und Vergehens großer Geschichtsepochen zu begreifen. —

§ 2. Lessings „Philotas“.
Die altdeutschen Studien und die Schweizer.

Literatur:

Erich Schmidt: Lessing. 2. Aufl. Bd. I, S. 347 ff.

Dr. R. Sokolowsky: Der altdeutsche Minnesang im Zeitalter der deutschen Klassiker und Romantiker. Dortmund 1906.

Über Bodmer, Breitinger, Gottsched, Schlegel u. a. vgl. Joh. Crüger, in Kürschn. Nat. Litt. Bd. 42.

Bernays: „Schriften“ II, 1—136 (Die deutsche Literatur in der Schweiz).

Joh. Jak. Bodmer: Denkschrift zum 200. Geburtstag (19. VII. 1898). Mit Bibliographie. Zürich 1900.

Bodmer: „Conradin von Schwaben“, ein Gedicht mit einem historischen Vorberichte, Carlsruhe 1771; „Karl von Burgund“: Seufferts Lit.-Denkm. Nr. 9 (1883).

J. G. Sulzer: „Allgemeine Theorie der schönen Künste“, Bd. I 1771, Bd. II 1774.

J. C. Mörikofer: Die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1861.

J. Baechtold: Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. 1892. S. 478 ff.

J. J. Honegger: Kritische Geschichte der französischen Kultureinflüsse in den letzten Jahrhunderten. Berlin 1875.

Auch der fernerstehende Lessing zollte der für den Heroismus des großen Königs begeisterten Zeit seinen Tribut. Dichtete er doch unmittelbar unter dem Eindrucke des Siebenjährigen Krieges! Das Problem, das er dem 1759 im Druck erschienenen „Philotas“ [1]) zu Grunde legte, behandelt den freiwilligen Tod für das Vaterland durch heldenhafte Aufopferung außerhalb der Feldschlacht. Einige, allerdings äußerliche Motive des „Philotas“ klingen im „Gottfried“ wieder an. Wie Gottfried und Adelbert waren Aridäus und des Philotas Vater Jugendfreunde gewesen (359, 6); doch während diese bei gegenseitiger Hochachtung sich nur aus politischen Motiven entzweien, liegen dem Bruch Weislingens mit Berlichingen stark

---

[1]) 1758 nach Kleists Abreise in den Krieg in Berlin gedichtet. Lachmann-Muncker: G. E. Lessings sämtl. Schr. II. S. 353—376.

persönliche Differenzen zu Grunde. Lessings Charaktere sind noch ohne wesentliche Betonung des Gefühls gezeichnet, das erst nach dem Erscheinen der „Nouvelle Héloïse“ in dem Charakter eines Weislingen so mächtig werden konnte. Freundschaft und Vaterliebe sind die einzigen Gefühlsmomente bei Lessing. „Der Haß, den man auf verloschne Freundschaft pfropfet, muß, unter allen, die tödlichsten Früchte bringen“ (359, 14—16).

Der Wahlspruch Friedrichs des Großen, daß der König der erste Diener des Staates sei, findet im „Philotas“ seine dichterische Verklärung. Denn das Ideal von Heldentum, das Philotas im Drama entwickelt (362, 32 ff.): Daß ein Held ein Mann sei, der sein Leben dem Wohle des Staates weihe, sich, den Einzelnen, dem Wohle Vieler, entspricht ganz der Anschauung Friedrichs. Philotas verwirklicht dessen Ideal, indem er sich dem gemeinen Wohl opfert und erreicht damit in der Tat seinen Zweck, denn Aridäus will lieber den Thron als den Sohn verlieren (376, 28 ff.). Man entsinnt sich, daß auch der preußische König Gift bei sich trug, um im Verzweiflungsfalle durch seine Gefangennahme nicht den Gang der Kämpfe zu beeinflussen.

Unzweifelhaft verkörpert Philotas Lessings Ideal wahrer, heldenhafter und fürstlicher Gesinnung. Er steht seiner Tendenz nach zwischen Klopstocks Oden und der „Hermanns Schlacht“. Die Oden hatten bis zur Ermüdung den „Eroberer“ angegriffen; Lessing zeigt, wie der Tod fürs Vaterland doch sittlich begründete Bewunderung, Rührung und Mitleid erregen könne. Bald folgte ihm Klopstock in dieser Anschauung in seinem ersten Bardiet nach. Das Drama hat also weniger eine nationale, als eine stark persönliche Tendenz. Was es mit „Hermanns Schlacht“ und „Gottfried“ verbindet, ist heldenhafte, freiwillige Aufopferung für das Gemeinwohl. In diesem Sinne geht auch Berlichingens Bestreben auf das Vorbild Friedrich den Großen zurück. —

Fast noch weiter reichend als die Wirkung des Bardiets und für die sechziger Jahre sicherlich bedeutender war der persönliche Einfluß, der den Messiasdichter mit angesehenen literarischen Persönlichkeiten verband.

Gleim und Bodmer kommen dabei weitaus am meisten in Frage. Der Sänger der Kriegslieder, mit den Zürichern wie mit Klopstock aufs engste befreundet, bildet die Brücke zwischen dem großen Friedrich und Klopstock einerseits und der Schweiz andrerseits.

Klopstock hat den König im innersten Herzen beständig geehrt, zum großen Teil ein Verdienst Gleims;[1]) in der Schweiz war Friedrich fast zum Nationalhelden geworden. Wie der Ruhm der preußischen Siege Klopstock erfaßte und innig mit dem eignen Bardentume verschmolz, zeigt einer seiner Briefe an Ebert vom 14. Juli 1770: „Wenn ich der Erbprinz wäre, so ließe ich „Hermanns Schlacht" unter freiem Himmel im Harz, just auf einem solchen Felsen im Thale der Schlucht, als zum Schauplatz angegeben ist, aufführen, und überdas, außer einigen Kennern, auch einige preußische Bataillons, die sich in dem letzten Kriege besonders hervorgethan hätten, dazu sein". Und noch deutlicher an Gleim (Kopenhagen, 19. Dez. 1767): „. . . Hermanns Schlacht, ein Bardiet für die Schaubühne, liegt auch zum Druck fertig. Weil ich mit Ihnen eben so schwatze, so kann ich Ihnen wohl eben davon sagen, daß ich sie ein wenig lieb habe, und daß sie sehr vaterländisch ist, und weil mirs mit diesem Vaterländischen sehr vom Herzen gegangen ist, und ich mich dabei weder auf einen kritischen Dreifuß, noch Vierfuß hinsetzte, und nach Herausbringung des viel lehrenden Satzes: ein Nationalgedicht interessiert die Nation, die es angeht!, geschrieben habe, so denke ich, daß jenes Vaterländische wieder zum Herzen gehen soll . . ." „Ich habe Hermann auf eben dem Felsen geboren werden lassen, auf dem Heinrich der Vogler begraben liegt."[2])

Auch das Mittelalter erscheint ihm unter dem Bilde Heinrichs, das der Quedlinburger Dom früh in ihm geweckt hatte, als eine Zeit kraftvollen Deutschtums. Auf den ersten Blick befremdend wirkt es daher, wenn er am 26. Januar 1749 aus Langensalza an Bodmer schreibt: „Die Minnelieder habe ich schon flüchtig gelesen; die schöne einfältige Natur darin hat mir ungemein gefallen; gleichwohl bemühen Sie sich nicht, sie mir zu übersenden; ich bin itzo nicht aufgelegt, die Sprache dieser edlen Alten, welches doch, sie recht zu verstehen, nötig ist, zu studieren." Vielmehr entsprach seiner kraftgenialischen Jugend eingehendes Studium der dürftigen Zeugnisse einer sagenhaften Vorzeit. Der Heliand, Kädmon, Ossian, Otfrid danken ihm eingehende Beschäftigung nach philologischen, musikalischen

---

[1]) Ebenso lobte er Joseph II. wegen seiner großdeutschen Bestrebungen. Man denke dabei an Klopstocks Bemühungen um die Errichtung eines Nationaltheaters in Wien und die beabsichtigte Übersiedelung des Dichters nach Österreich! (an Gleim 2. Sept. 1769).

[2]) Klopstock, S. W., 18, 235.

wie rein literarischen Gesichtspunkten.[1]) Dabei wurden ihm, je mehr seine Dichtung von nationalen Triebfedern gelenkt wurde, die an Kampf und Sieg reiche Geschichte der Germanen, das Studium ihrer Sitten und Gebräuche in der Volksgemeinde wie bei kultischen Handlungen von steigender Wichtigkeit. —

Wir haben bereits[2]) bemerkt, daß durch Klopstock und Gleim eine starke nationale, von Begeisterung für Friedrich getragene Stimmung nach der Schweiz getragen wurde; das größte Verdienst in dieser Hinsicht gebührt jedoch J. G. Sulzer,[3]) der mit hingebender Verehrung dem Berliner Hofe diente und in begeisterten Werbebriefen an Bodmer und seine Schule die patriotische Stimmung in der Schweiz bestimmte. Die neue Begeisterung für Friedrich den Großen traf hier auf eine bereits bestehende Strömung verwandter Art: mit ihr verband sie sich bald. Man weiß, welch maßgebenden Einfluß gerade Bodmer für lange Jahre durch Kathedervortrag, Freundschaftsbünde und literarische Gesellschaften in der Schweiz gewann. Nur in einem Punkte, seiner Bemühung um die altdeutschen Studien, schien ihm anfangs kein rechter Erfolg beschieden zu sein; bald jedoch wurde sein literarischer Spürsinn auch hierin reichlich belohnt. Verfolgen wir nun genauer die Geschichte der Wiedererweckung der mittelalterlichen Literatur.

In Verbindung mit juristischen und historischen Forschungen wurde der im Jahre 1686 zum Rechtskonsulenten und Professor Honorarius zu Straßburg bestellte Schilter zur eingehenden Beschäftigung mit altdeutschen Sprachdenkmälern getrieben. Allein nicht gelehrte Neigungen waren der wahre Grund für die Beschäftigung mit mittelalterlicher Literatur und Geschichte gerade in Straßburg. Fünf Jahre vor der Berufung Schilters, am 30. September 1681, mußte die deutsche Stadt an Ludwig XIV. übergeben werden. Unmittelbar danach setzen die nationalen Bestrebungen der Universität

---

[1]) An Denis (6. Januar 1767). „Ich bitte Sie, mich nicht lange auf Ihre Übersetzung des Ossian warten zu lassen. Ossian ist ein vortrefflicher Barde. Wenn wir doch auch von unseren Barden irgend in einem Kloster etwas vorfänden! Sollte alles verloren gegangen sein, was Karl der Große hat sammeln lassen? Was halten Sie von diesen Hexametern, von denen man mir gesagt hat, daß sie so zierlich nach Otfrids Klange wären?“ . . .

[2]) Vgl. o. S. 25.

[3]) Derselbe an Gleim (Winterthur, 22. Nov. 1762): „Die ganze protestantische Schweiz ist mehr preußisch als Preußen und Brandenburg selbst“.

ein, die noch zu Goethes Zeit andauerten! Die mit Schilter beginnende Bewegung trug also von vornherein eine franzosenfeindliche, nationale Tendenz, die durch den Druck der gegenwärtigen politischen Verhältnisse auf die Vergangenheit gerichtet wurde.

Schilters „Codex iuris Alemannici feudalis“ (1697) folgte die Ausgabe der „Straßburgischen Chronik“ des Jacob von Königshoven (1698), denen eine Ausgabe des Ludwigsliedes (1696) vorausgegangen war. Sein Hauptwerk jedoch war der „Thesaurus antiquitatum Teutonicarum“ mit Einschluß eines Otfrid-Textes (1726—1728), in drei stattlichen Bänden, deren dritter das Glossar umfaßte. Schilters große Bedeutung ist die, daß er Straßburgs Universität, die doch in einer französischen Provinz am schwersten um ihr Deutschtum zu ringen hatte, zum Mittelpunkt der deutschen Sprach- und Altertumsforschung erhob. Seine wie seiner ersten Nachfolger wissenschaftliche Tätigkeit trägt jedoch noch einen vorwiegend lexikalischen Charakter.

Schilters Bestrebungen wurden weiter verfolgt durch seinen Schüler Johann Georg Scherz († 1754), Professor der Moralphilosophie und Jurisprudenz in Straßburg. Sein „Glossarium Germanicum medii aevi“ wurde nach mühevoller Arbeit erst 1781 von Oberlin herausgegeben. —

Das Verdienst, den ersten Versuch einer poetischen Würdigung der altdeutschen Dichtungen unternommen zu haben, gebührt Gottsched. Er wußte jedoch mit ihnen nicht viel anzufangen, denn er hatte die Überzeugung, daß sich die deutsche Literatur in einer stetig aufsteigenden Linie entwickelt habe, um in Opitz ihren Höhepunkt zu erreichen. Ganz anders Bodmer. Er knüpfte an die Arbeiten der Elsässer an, kannte den Thesaurus Schilters, wies die Zeitgenossen auf dieses große Werk entschieden hin und wurde auch durch Gottsched, Goldasts Paränetiker und alte Züricher Urkunden stark beeinflußt. Er war feinfühlend genug, sich in diesem Punkte nicht durch seine Theorie, daß die Poesie nicht nur ergötzen, sondern auch nützen solle, beeinflussen zu lassen. Daß auch seine Landsleute in dieser Richtung arbeiteten, beweist die Entdeckung der Nibelunge durch den Lindauer Arzt Obereit im Jahre 1755.

Bodmer betonte unermüdlich den Höhepunkt deutscher Literatur im 13. Jahrhundert.[1]) Während bis um das Jahr 1748 die

---

[1]) Sein Urteil über das 16. Jh. war unsicher; er lobte die Elsässer Fischart und Brant, konnte sich jedoch für Sachs und Luther nicht erwärmen.

Herausgabe althochdeutscher Quellen bei weitem überwiegt, treten von nun ab die Schweizer mit der Verherrlichung des 13. Jahrhunderts, seiner Schönheit und Kraft in den Vordergrund; der Norden war unter Klopstocks Führung in die urgermanischen Wälder geflüchtet. Die romantische Strömung in der deutschen Literatur erlitt also hauptsächlich durch Bodmer eine bedeutende Verschiebung, die für den Gang der Ereignisse weithin bestimmend war. Die Betonung des Minnesanges durch die Schweizer war außerordentlich glücklich, denn jene Zeiten lagen dem modernen Verständnis viel näher, ihre Sprache war einem süddeutschen Publikum noch nicht fremd geworden. Glaubte man doch die germanischen „Barden" wie auch die Edda einer grauen Vorzeit zuweisen zu müssen. Daher setzt mit Bodmers Bestrebungen erst die mittelalterliche Romantik recht eigentlich ein.[1]) Der nationale Einschlag der norddeutschen Romantik jedoch wird, wie schon oben bemerkt, auch in die Schweiz übertragen und verbindet sich hier innig mit Bodmers altdeutschen Studien. Wie aber mußte dieser Stand der Dinge auf das besonders empfängliche Elsaß wirken? Doch damit greifen wir der Entwickelung vor.

Schon im Jahre 1734, also noch vor Elias Schlegel, in dem „Charakter der deutschen Gedichte", erhob Bodmer im Anschluß an seine romantischen Neigungen die Forderung nach nationaler Poesie, die offenbar aus seiner Gründung der „Helvetischen Gesellschaft" zur Erforschung vaterländischer Geschichte in Zürich hervorgewachsen war. Während den Absichten jener Gesellschaft gemäß der Gründung zunächst eine Reihe historischer Arbeiten folgten,[2]) erschien 1743 in der „Sammlung kritischer, poetischer und anderer geistvoller Schriften" ein Aufsatz: „Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem schwäbischen Hause" und, nachdem 1746 der Pariser Minnesingerkodex glücklich in Zürich angelangt war, eine erneute Betonung der Schönheiten altdeutscher Dichtung in den „Critischen Briefen" von 1746 und 1749.[3]) Inzwischen hatte die

[1]) Auch stellte man lange Zeit „Minnesänger" mit „Meistersinger" zusammen.

[2]) 1735: „Thesaurus Historiae Helveticae"; (Sammlung selt. lat. Quellen z. Schweizergesch.). — 1735/41: „Helvetische Bibliothek" (hist.-pol. Ztschr.). — 1739: 4 Bände „Historische und critische Beiträge zu der Historie der Eidgenossen".

[3]) In den „Neuen Kritischen Briefen" (X—XIV) untersuchte Bodmer den Zusammenhang zwischen der deutschen und französischen Lyrik und Epik des Mittelalters.

Begeisterung für die Epen Miltons und Klopstocks, dazu die komische Selbstüberhebung Bodmers, die ihm die Produktion seiner endlosen biblischen Epen eingab, genügend dazu beigetragen, den ehemaligen kritischen Standpunkt der Schweizer, wonach bei der übermäßigen Betonung des Wunderbaren die Fabel als höchste Dichtungsgattung erscheinen mußte, über den Haufen zu werfen und den Boden auch für das mittelalterliche Epos zu bereiten. So erschienen nach jenen einleitenden kritischen Arbeiten in langer Folge und fruchtbarer Tätigkeit: „Proben der alten schwäbischen Poesie des Dreyzehnten Jahrhunderts. Aus der Manessischen Sammlung"; 1748, — „Der Parcival, ein Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denkart, eines Poeten aus den Zeiten Kaiser Heinrich VI." (1753), kurz darauf eine Aufforderung der Verleger: „Conrad Orells u. Comp., Buchh. in Zürich, Aufforderungsschrift wegen einer Auflage der sogenannten Manessischen Sammlung von Gesängen und Gedichten aus dem 13. Jahrhundert"; — „Fragmente in der erzählenden Dichtart, von verschiedenem Inhalte. Mit einigen anderen Gedichten, Zürich 1755". Darunter der „Gamuret", eine romantische Dichtung Bodmers.

1757 erschienen die Bonerschen Fabeln unter dem Titel: „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger", denen als bedeutendste und umfangreichste Ausgaben folgten: „Chriemhilden Rache, und die Klage; Zwey Heldengedichte aus dem schwäbischen Zeitpunkte. Samt Fragmenten aus dem Gedichte von den Nibelungen und aus dem Josaphat. Darzu kommt ein Glossarium. Zürych 1757". Und endlich „Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte, 140 Dichter enthaltend; durch Ruedger Manessen, weiland des Rathes der uralten Zürych. Zürych 1758/9, 2 Teile".

Bei dem außerordentlich verdienstvollen Fleiße des Herausgebers will es wenig besagen, daß Bodmer nicht einmal den organischen Zusammenhang zwischen den beiden Teilen der Nibelunge erkannte. Ihn entzückte besonders die Prägnanz und der Bilderreichtum der Sprache; bald begann er auch die neuhochdeutsche Schriftsprache mit Archaismen zu bereichern und lieferte für Herder[1]) fruchtbarste Anregung. Er äußerte sich darüber: „Tiefsinnige Köpfe mögen untersuchen, ob nicht in der alten, verlorenen Sprache, der Mutter der gegenwärtigen, noch viele gute, bequeme und nötige Wörter, Redensarten und

---

[1]) „Fragm. z. d. Lit." 1. Sammlg. 6. — „Fragm. üb. die neuere d. Lit." 1767.

Schwünge sind, die man, ohne die wirkliche Verfassung der jetzigen Sprache in ihrer Natur zu verderben, in dieselbe wieder hervorholen könnte. . ." „Meine Absicht dabei ist, unseren Dichtern die Kunst und den Geschmack solcher Zeiten zu entdecken, welche sie für ganz elend halten." Und noch ausführlicher und bedeutender schrieb er in den „Freymüthigen Nachrichten",[1]) es sei in jenen Werken eine „Poesie voller Gedanken und Bilder, voll zärtlicher Empfindungen, daß sie uns in die Gemüths- und Denkensarten, und die Lebensmaximen der mittleren Zeiten, in viele absonderliche Gebräuche und Sitten derselben eine sehr deutliche Einsicht gäben, . . . daß dieselben Zeiten nichts weniger als barbarisch waren; daß die Sprache damals überaus reich, biegsam und kurz war, gestalt wir darinnen viele Vortheile finden, womit sich die englische Sprache, die sie ohne Zweifel daher empfangen hat, heutzutage nachdrücklich machet. Es ist unglaublich, wie viel sie an Zierlichkeit seit des Dichters Zeiten, der den Heil. Anno besungen, zugenommen hat". Damit hatte Bodmer von der bloßen romantischen Liebhaberei die Hinwendung zu mittelalterlichen Idealen vollzogen und verfolgte mit voller Klarheit das Ziel, die moderne Literatur und Sprache durch die Erweckung mittelalterlicher Literatur zu neuer Blüte zu führen.

Der Begeisterung der Schweizer konnte sich sogar ein Lessing nicht entziehen. Im Februar 1758 begann er einen Aufsatz über das Heldenbuch. Es sollte eine vollkommene literarische Würdigung werden mit Chronologie der Stücke, Quellenuntersuchung usw. (vgl. Hempel 12, S. 669 ff.). Und das Wörterbuch zum Logau wandelt ganz in den Spuren der Schweizer (vgl. Hempel 12, S. 222. 229. 233).

Für den Dichter Bodmer konnte solch innige, andauernde Beschäftigung nicht unfruchtbar bleiben. Schon durch den französischen Amadis war in ihm der „romantische Drang" geweckt worden.[2])
In zwei kleinen Epen offenbarte er die dichterischen Früchte seiner

---

[1]) 1745, S. 118.

[2]) Auch aus Gründen der Ästhetik wurde Bodmer die Hinwendung zur Romantik nahe gelegt. Man vergleiche dazu seine Lehre von dem Werte der Phantasie in den Schriften: „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft", 1727: „Kritische Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poesie und dessen Verbindung mit dem Wahrscheinlichen. In einer Verteidigung des Gedichtes Joh. Miltons von dem verlorenen Paradiese". 1740. — „Kritische Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter", 1741.

gelehrten Arbeit: „Die Gräfinn von Gleichen, ein Gedicht mit einem historischen Vorberichte. Carlsruhe 1771“ und „Conradin von Schwaben“, ein Gedicht mit einem hist. Vorb. ibid. 1771.[1]) Während die Vorberichte durchaus sachlich gehalten sind, verherrlichen die Gedichte Edelmut, Seelengröße und Tapferkeit der Vorfahren; sanfte Empfindung zeigt sich noch oft; die Verse sind schlecht, doch die poetischen Situationen oft recht glücklich.

Diese beiden Epen Bodmers stehen auf ausgesprochen nationaler Grundlage. Der Grund für diese entschiedene Hinwendung zum Nationalen war veranlaßt durch eine ganz unerwartet einsetzende dramatische Tätigkeit des alternden Dichters, die, obgleich ihre Machwerke oft genug verspottet worden sind, in ihren Motiven und Wirkungen bedeutend genug ist, um des näheren gewürdigt zu werden.

Unter dem Einfluß des französischen Klassizismus und der galanten Welt war das Schweizer Patriziat durchaus von französischer Gesinnung durchtränkt worden,[2]) eine Wandlung, die um so peinlicheres Aufsehen erregte, als der Adel schamlos genug war, von dem Vertreter der französischen Gesandtschaft in Solothurn Bestechungsgelder und Pensionen anzunehmen. Die natürliche Reaktion war eine demokratisch-nationale Bewegung der Schweizer, deren nunmehr bewußtes Nationalgefühl sich um so lieber an Joseph II. anlehnte, als dieser ein Bewunderer und Nacheiferer des großen Friedrich war. Bodmer hatte schon in seinen Kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde als erster Schweizer Dichter auf das nationale Drama hingewiesen. Unternahm er jetzt eine umfassende dramatische und dramaturgische Tätigkeit, so mußte er jener demokratischen, nationalen Förderung genügen. Als nun von Genf aus Rousseau in der „Nouvelle Héloïse“ begeistert zur Darstellung nationaler Stoffe aufrief,[3]) bedurfte es keines besonderen Anlasses mehr, um den schon längst vorbereiteten Bodmer zur literarischen Produktion anzuregen. Doch sind seine Arbeiten weit

---

[1]) Auch Wieland beschäftigte sich auf Bodmers Veranlassung vor 1753 mit den Minnesingern, während Gerstenberg zu Klopstock hielt: „Gedicht eines Skalden“, 1766.

[2]) Vgl. dafür auch: „A. v. Hallers Gedichte“. Herausg. und eingeleitet von Dr. Ludwig Hirzel. Frauenfeld 1882; S. LXXXVI ff. und S. XCIII ff.!

[3]) Im 17. Briefe der 2. Abteilung. (In der Übersetzung bei Reclam I, S. 335.

mehr als politische Tendenzstücke gegen die Herrschaft einer fremden Kultur.

Ihre programmatischen Gedanken legt in glücklicher Deutlichkeit dar ein von Bodmer verfaßter Aufsatz in Sulzers „Theorie der schönen Künste", [1]) die in zwei Bänden 1771 und 1774 erschien. Bodmer verlangt von dem nationalen Drama nichts Geringeres, als daß es die Wirkung einer geschichtlichen Erzählung vom politischen und sozialen Werden des Staates und die des Trauerspiels selbst verbinde: „Lasset uns die lebhafte Vorstellung, die vom Schauen entstehet, beyseite sezen; immer wird das (politische) Drama noch brauchbar bleiben, Patriotisme, Naturrechte, Staatsbegriffe, populare Empfindungen, einzuprägen, wenn man sich gleich einschränket, für den stillen Leser zu schreiben, der in einer Erholungsstunde am Pulte sizet; wenn man gleich die Leser entbähret, welche für den Ernst der öffentlichen Geschäfte, der Staatssorgen zu bequem oder zu flüchtig sind . . ." [2]) „Dieses Drama darf sich nicht mit Angst an die Einheit des Ortes und der Zeit binden, weil hier nicht so viel Dinge vorkommen, die den Betrug der Sinnen aufhalten . . ." [3]) „Die Leser, die man diesem Drama wünscht, sind populare, patriotische Personen, in derer Gemüthern die Privattriebe durch die öffentlichen niedergedruckt sind. Der Poet hat dann aber nöthig, die Springfedern der Menschlichkeit, die Triebräder des menschlichen Lebens spiehlen zu lassen . . ." [4]) „Das politische Schauspiehl ist allein dem Urteil derer unterworfen, die sich aus dem Staat und seinen Verhältnissen mit den Rechten der Nation, und den Mitteln die allgemeine Glückseligkeit zu befördern, eine Angelegenheit des Herzens und des Verstandes machen . . ." [5]) „Die Protagonisten in einem Drama, welches so große Angelegenheiten umfasset, wie die Nationalinteressen sind, müssen nothwendig starke Seelen seyn, die sich gegen allgemeine Vorurtheile, gegen Übel, die unter hohem Schuze stehen, mit dem Muthe der heroischen Zeiten bewaffnen. Es sind Aristides, Epaminondas, Timoleon, Gracchus, die man in unsern Tagen für Stoiker und Fanatiker hält. Es braucht schon etwas von stoischer Seele dazu den Fanatisme dieser Männer zu begreifen. Diese Begriffe sind für das Parterre Chimären. In diesem muß man nur Epikureer suchen. Die Erfahrung hat gezeigt,

[1]) Artikel „Politisches Trauerspiehl" Bd. II, 912a — 916b.
[2]) II, 914b. [3]) II, 915a.
[4]) Ebenda. [5]) Ebenda.

daß von den Tragödien dieser Art, die man sich erkühnt hat, auf den Schauplatz zu bringen, kaum eine wegen der Staatsinteresse etwas lebhaft gerührt hat; die Rührung entstand durch irgend eine absonderliche Person, welche der Poet gewußt hat, liebenswürdig oder verhaßt zu machen.“ (915 b). — „Der Enthusiasmus in der Liebe macht auf dem Schauplaz große Eindrücke, weil er ein individuales Objekt hat, ein besonderes Interesse, welches eine Privatperson leicht zu ihrem eigenen macht. Vaterland und Rechte der Menschlichkeit, sind zu fremde Dinge geworden, als daß man dafür in Leidenschaft gerathe.“ (915 b). „Kein Wunder, daß große Poeten sich nicht in den Sinn kommen lassen, in ihren tragischen Erschütterungen diese erhabenen Tugenden, welche die Staaten vom Untergange retten, in die Gemüther zu werfen! Was kann der Tragiker thun, sich einem Volk gefällig zu machen, bey welchem die Männer nichts loben dürfen, was nicht zu dem Kleinmuth der Weiber hinabfällt? Man müßte zuerst selbst eine große Seele haben, um nicht zu diesen hinunterzusteigen, und nicht Stücke zu schreiben, die man in den Lebenstagen des Dichters bewundert. Wer will schreiben, was man erst lange nach unserem Tode bewundert? Das Parterre hat das Herz nur dazu biegsam, selbst zwischen den Szenen vom Atreus, Fleurettes zu leiden“ (916 a).

Fassen wir zusammen, so steht fest, daß Bodmer durch den schweizerisch-demokratischen Gegensatz gegen das französische Patriziat auch auf literarischem Gebiete zu einer nationalen Dichtung getrieben wurde, die sich wie diejenige Herders ebenfalls gegen Frankreich richtete; zugleich folgte Bodmer einer Forderung Rousseau's. Daß er seine neuen Ideale im Mittelalter suchte, dazu bestimmte ihn die bereits seit geraumer Zeit andauernde Beschäftigung mit den Minnesingern und alten Schweizer Chroniken. Das Bestreben, aufs neue zur Haupt- und Staatsaktion vorzuschreiten, große Persönlichkeiten auf die Bühne zu bringen, so zu zeigen, wie die Menschheit zur allgemeinen Glückseligkeit vorschreiten könne, gab dem neuen Gedanken die Richtung. Um so inniger hielt Bodmer an der Verherrlichung des Mittelalters fest, als er sich in dieser Beziehung in einem scharfen Gegensatz zu Iselin befand, der das Mittelalter nicht dunkel und verwahrlost genug darstellen konnte.[1])

[1]) Vgl. J. Iselin, Über die Geschichte der Menschheit, 4. Aufl. Basel 1779, Bd. II. S. 139, 293. — Über Iselin vgl. P. Menzer, Kants Lehre von der Entwickelung in Natur und Geschichte. Berlin 1911. S. 245 ff.

So schmolzen auch bei dem Hauptvertreter der schweizerischen Literatur romantische und nationale Strömungen zu einer nationalen Romantik zusammen. Bodmer gelangte also — wohlgemerkt nur in der Theorie — um dieselbe Zeit, in der der „Gottfried" geschrieben wurde, zu einer Dramaturgie, die sehr wesentliche Voraussetzungen für die Goethesche Dichtung enthält: die der nationalen Haupt- und Staatsaktion. Bodmer glaubte aber im Gegensatz zu Herder-Goethe, daß die romantischen Ideale wiederbelebt werden könnten. Denn Bodmers Romantik war, da er kein Geschichtsphilosoph wie Herder sein konnte, wesentlich literarisch; er sah nicht die Unmöglichkeit, eine vergangene Epoche wieder heraufzuführen. Indem er jedoch starr an einem unhistorischen Gedanken festhielt, gab er dessen Tendenz erst das Vermögen, zu beharren und sich in der Zeitströmung geltend zu machen.

Vor allem wurde sein Standpunkt und sein Bestreben außerordentlich wichtig für das benachbarte, von der Schweiz literarisch abhängige Elsaß. Auch dort blühte die Romantik, kämpfte man politisch wie literarisch gegen Frankreich, auch in Straßburg hatte die nationale Richtung eine wesentlich demokratische Tendenz. Bei dieser innigen Übereinstimmung der Voraussetzungen für ein nationales Drama bei Goethe-Herder wie bei Bodmer muß demnach in formaler Beziehung die neue Theorie Bodmers als eine Dramaturgie zum „Gottfried" angesehen werden.

Das Sprachrohr für Bodmers literarische Anschauungen bildete Sulzers „Theorie der schönen Künste", der wir auch obige, von Bodmer stammende Artikel entnommen haben. Sulzers Anschauungen selbst waren durch Bodmer stark beeinflußt. Daß in der Tat der „Götz", als er 1773 erschien, den Sulzer-Bodmerschen Erwartungen entsprach, geht aus folgendem Zusatz zu dem oben angeführten Artikel Bodmers über das politische Trauerspiel klar hervor:

„Es trift sich gerade zu der Zeit,[1]) da dieser Aufsatz der Presse soll übergeben werden, daß mir ein neues Drama gerade wie Henault es wünschet:[2]) Göz von Berlichingen in die Hand kommt,

[1]) 1774.

[2]) Henaults Anschauungen gibt Sulzer in einem Auszug aus der Vorrede zu Henaults politischem Trauerspiel: „François II Roy de France en cinq Actes": „Die Geschichte, sagt er, hat diesen großen Mangel, daß sie blos erzählt; da man doch gestehen muß, daß dieselben Begebenheiten, die sie vorträgt, wenn man die Handlung selbst sähe, ganz andere Kraft und

dessen Verfasser, durch die That selbst, zeiget, daß er das politische Drama einer genauen Bearbeitung würdig hält. Vermuthlich wird diese neue Erscheinung, die bey allen ihren Fehlern viel fürtrefliches hat, da sie von einem unbekannten Verfasser kommt, gegen den wohl noch Niemand eingenommen ist, eine nähere Beleuchtung der ganzen Art veranlassen." (II, 913 b — 914 a).

Außer durch Shakespeare und Herder — dies ist die neue wichtige Erkenntnis — wurde also die sogenannte Sturm- und Drangdichtung auch durch eine starke Strömung der deutschen und schweizerischen Literatur vorbereitet.

Diese Erkenntnis bestätigt sich durch ein Gespräch zwischen Tischbein und dem alten Bodmer, dessen Aufzeichnung wir dem ersteren verdanken.[1] „Bodmer bei Anblick eines Bildes Berlichingens: ‚Du stellst mir ihn vor Augen, den alten, treuherzigen, ehrenfesten Berlichingen, wie ich ihn noch nie gesehen, und Thuiskons Söhne schweben vor meiner Seele. Lange habe ich Germaniens Dichter ermahnt, die Taten ihrer Helden zu singen, den gewaltigen Kaiser Karl, den Löwen von Braunschweig, den Helden Bernhard von Weimar, aber sie haben meinen Anruf nicht befolgt'. Er sprach viel und mit Eifer darüber, man solle die Taten edler und großer deutscher Männer der Nation in Werken der Dichter und Maler

---

insonderheit ungleich mehr Klarheit für die Vorstellungskraft haben würden. Als ich Shakespears Tragödie, Heinrich VI., sah, war ich begierig, die ganze Geschichte dieses Prinzen in derselben wieder zu lernen — Ich las Shakespears Stück um die vielfältigen schnell auf einander folgenden und einander oft ganz entgegenstreitenden Begebenheiten desselben mir recht lebhaft vorzustellen — Ich fand jede beynahe in richtiger Ordnung der Zeit; ich sah die Hauptpersonen derselben Zeit in würklicher Handlung begriffen, die vor meinen Augen vorfiel; ich erkannte ihre Sitten, ihre Interessen, ihre Leidenschaften: sie selbst unterrichteten mich davon — da dachte ich: warum ist unsre Geschichte nicht ebenso geschrieben, und warum hat noch Niemand diesen Einfall gehabt?" (II, 912 a).

„Nachher merkt er sehr richtig an, daß die Tragödie nach der gewöhnlichen Form, da sie nur eine einzige, und kurze Handlung vorstellt, wie das historische Gemähld, uns nicht hinlänglich genug über die wichtigsten Punkte der Geschichte unterrichten kann. Daraus schließt er endlich, es sey vernünftig eine Gattung zu versuchen, darin die Vortheile der Geschicht und der Tragödie vereiniget seyen. Er unternahm es, und so entstund sein politisches Trauerspiehl Franz II. König von Frankreich. Aber keiner seiner Landsmänner, die doch so ämsig für die Schaubühne arbeiten, ahmte ihm hierin nach" (913 b).

[1]) J. C. Mörikofer, a. a. O. S. 245, Anm.

als Heiligtum aufstellen, dies bilde den Charakter des Volkes, erwecke und nähre die Vaterlandsliebe und errege den Geist und die Kraft edler Nacheiferung; — er nannte viele, welche es verdienten, von talentvollen deutschen Künstlern in würdiger Darstellung verewigt zu werden." So innig also sollte, wie die Forderung lautete, die Schöpfung des genialen Dichters mit den Zeitumständen verknüpft sein; denn es war ja auch die Dichtung der Minnesänger „nicht wie die des 18. Jahrhunderts ein Zeitvertreib weniger empfindsamer Menschen", ... sondern „wie sie ihrer Natur nach sein muß, ein aus den Sitten der Zeit entstandenes und auf dieselben wieder zurückwirkendes Geschäft".[1]) Auch der „Gottfried" war ein politisches Tendenzwerk ersten Ranges!

Daß Bodmers politische Stücke, die man in neuerer Zeit ein „professorenhaftes Lamento über Menschenrechte" genannt hat, die Zeitströmung richtig ergriffen, beweist der Umstand, daß sie unter der liberalen Regierung Josephs II. unerhörten Absatz fanden; so gewaltig lebt in ihnen Haß gegen Tyrannei und Verherrlichung der Demokratie.

In formaler Beziehung müssen sie allerdings mit Recht jämmerliche Machwerke genannt werden. Schon der 1756 erschienene „Friedrich von Toggenburg" erfuhr die vernichtende Kritik Gerstenbergs; das im nächsten Jahre folgende Trauerspiel: „Die Schweizer über dir, Zürich", die Bearbeitung eines Stoffes aus dem 15. Jahrhundert, das Shakespeare wie die Griechen gleichmäßig aus der Taufe hoben, blieb wegen seines revolutionären Charakters ungedruckt. Das Verhältnis des Bürgers zur Regierung erfuhr in „Rudolf Brun" 1758, die freigeistige Bewegung in kirchlichen Fragen in „Arnold von Brescia in Zürich" (1759) ausführliche Behandlung. Dazu kamen mit ähnlichen Tendenzen ein „Rudolf Schöno" (1761), „Die Cherusken" (1761), „Der vierte Heinrich, Kaiser" und einige andere, zuletzt „Carl von Burgund", formal ganz dem Aischylos nachgebildet, inhaltlich die Verherrlichung des Schweizer Befreiungskampfes. Oft werden romantische Persönlichkeiten wie Klingsor, Hadloub, Andwill als Staffage benutzt. Bodmers Stoffe gehören also fast durchweg dem späteren Mittelalter an; ihm gebührt das Verdienst, die vaterländisch-romantische Dichtung zuerst der Bühne zugewiesen und vor Lessing und Wieland Shakespeare wie die Antike

---

[1]) Sulzer a. a. O.: Artikel „Dichtkunst": I, 627. 2. Aufl.

begeistert betont zu haben. Obgleich er trotz seines Alters manche große Forderung des Sturmes und Dranges in sich bewegte, fehlte ihm die dichterische Kraft im Sinne Herders. Aber auf die Begabteren seiner Landsleute übte er dauernden, wirkungsreichen Einfluß. Zimmermanns Schrift „Vom Nationalstolz“ (1758), eine ernste Predigt für Tapferkeit und Freiheit, nationale Wissenschaft und Kunst, Iselins[1]) Theorien über die sittliche und bürgerliche Ordnung des Staates, wenn auch in letztem Betracht auf Rousseau fußend, danken dem rührigen Gelehrten in Zürich ihre werbende Kraft, vornehmlich in den Grenzlanden.

§ 3. Das Elsaß. Jung Stilling.

Literatur:

Lorenz und Scherer: Geschichte des Elsasses. Kap. XIX, S. 137 ff. 1886.
Franz v. Löher: Aus Natur und Geschichte von Elsaß-Lothringen. 1871.
Heinr. Neubauer: Die deutsche Literatur im Elsaß. 1871.
R. Fester: Joh. Dan. Schoepflins brieflicher Verkehr mit Gönnern, Freunden und Schülern, Bibl. d. Stuttgarter litt. Ver. 240. (1906).
Fr. X. v. Wegele: Geschichte der deutschen Historiographie. 1885.
Über Schöpflin: A. D. B. 32, S. 359 ff. (W. Wieland).
Straßb. Studien (Martin u. Wiegand): Bd. II S. 440 ff. (1884): Briefe von Schöpflin und anderen Straßburger Gelehrten an Bodmer und Breitinger, von Dr. Joh. Crueger.
Louis Spach: Oeuvres choisies I, 143 ff.: „Schöpflin“; S. 323 ff.: „J. J. Oberlin, l'Antiquaire“; III, 421 ff.: La ville et l'université de Strassbourg en 1770.
Von demselben Verfasser: Moderne Kulturzustände im Elsaß, 2 Bde. 1874, I, 176 ff.
A. W. Strobel: Vaterländische Geschichte des Elsasses. 6 Bde. 1841/49.
Aug. Stöber: „Neujahrsblätter“ 1848 f.; „Neujahrsstollen“ 1850; „Alsatia“ 1862 ff.; „Der Aktuar Salzmann“ 1855.

Über Schoepflins Schüler:

Ring, vgl. Er. Schmidt: A. D. B. 28, S. 629 f. und „Charakteristiken“ I, 160 ff. 1886.
Koch, vgl. Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins N. F. XIII, 450 ff.
Joh. Heinr. Jung's (genannt Stilling) Lebensgeschichte, S. 1—266 (Reclam).
W. Küchler: Französische Romantik. 1908.

---

[1]) „Vermischte Schriften“, 2 Bde. Zürich 1770. „Träume eines Menschenfreundes“, 2 Bde. Basel 1776.

Aufs neue treten wir auf die Schwelle des Elsasses. Wie in der Schweiz, so hatten auch hier, nur infolge der nationalen Gegensätze in noch stärkerem Maße, Klopstock, Friedrich der Große, Rousseau, Romantik wie nationale Begeisterung den Boden bereitet. Die Verbindungslinien mit der Schweiz liegen offen zu tage; doch was das Elsaß damals für das Deutschtum bedeutete, dankte es fast allein seiner Universität. Dieses Moment gibt der ganzen Bewegung ihr eigenartiges Gepräge; nur unter dieser Voraussetzung konnte auch der Student Goethe für Romantik und Deutschtum gewonnen werden.

Die nationalen Gegensätze, die sich in Deutschland ablösten, zu deren Klärung auch Lessings Streitschriften gegen die Verwelschung der deutschen Literatur viel beitrugen, lagen in Straßburg am dichtesten beieinander. In politischer Beziehung hatte man sich dort freilich vollkommen an den Gedanken, zu Frankreich gehören zu müssen, gewöhnt. Anders auf sozialem und kulturellem Gebiete. Obgleich beinahe ein Jahrhundert seit der Besetzung durch Ludwig XIV. hingegangen war, trug die Stadt noch vorwiegend deutsches Gepräge. Einem siegreichen Vorstoß des französischen literarischen Klassizismus war eine erneute Bewegung der deutschen Elemente gefolgt. Während die französische Bildung von den höheren Kreisen und Katholiken eifrig protegiert wurde, blieben Bürger und Landbewohner in Gesinnung und Tracht protestantisch [1]) und deutsch. Zwar versuchte man, die in den sechziger Jahren schroffen Gegensätze durch einen „schwedischen Zirkel“ zu vermitteln, doch war der Streit zu tief begründet, als daß er hätte in den Salons der Gesellschaft ausgeglichen werden können. Dazu kamen andauernde Rechtsstreitigkeiten. Ludwig XIV. hatte zwar die städtische Verwaltung der Zentrale deutsch gelassen, aber als nächsthöhere Instanz das „conseil souverain d'Alsace“ zu Colmar eingesetzt, das bei Streitfällen nicht wie das Straßburger sogenannte Kammergericht (sic!) nach römischem, sondern nach französischem Rechte entschied. Eine Rivalität war unvermeidlich, [2]) und der deutsche, niederelsässische Adel, machtlos geworden, sah sehnsüchtig nach Deutschland, während

---

[1]) Das Christentum des elsässischen Protestantismus war ausgeprägt praktischer Richtung. (Spener!).

[2]) Auch in der Straßburger jurist. Fakultät machte sich der Gegensatz zwischen altem deutschen Straßburger und französischem Recht bemerkbar.

der höhere deutsche und französische Adel, von Professoren erzogen und unterrichtet, ebenso wie seine Vorfahren einst in Bologna herzlich wenig leistete. Goethe, der in stark deutschtümlich gefärbten Bürgerfamilien verkehrte, übte frühzeitig Kritik an jenem Treiben, zumal da es ihm, der sich die französische Sprache völlig zu eigen machen wollte, nie gelang, die Zufriedenheit französischer Selbstüberhebung zu gewinnen.

Schon vor Schilter und Scherz, deren Verdienste wir oben gewürdigt haben, hatten Spangenberg und Moscherosch im Elsaß romantischen Tendenzen gehuldigt. Diese erreichten ihren glänzenden Höhepunkt in Johannes Daniel Schoepflin, dem Muratori des Oberrheins. Dieser Gelehrte, der seine zu dieser Zeit ebenfalls bedeutenden Kollegen unter Juristen, Historikern, Philologen weit überragte, der in Paris und Wien diplomatisch tätig war, in seinen Briefen, deren 84 % französisch waren, ein holperndes, vorweltliches Deutsch schrieb, wurde, ohne es ausdrücklich zu wollen, der geistige Führer der romantischen wie nationalen Bewegung. Sein Aufenthalt in der Schweiz (1744) führte ihn mit Bodmer zusammen; die gleichen Interessen, die beide verbanden, bewogen ihn, unter endlosen Schwierigkeiten den Pariser Minnesingerkodex über Straßburg nach Zürich zu bringen und so zu Bodmers Arbeiten die grundlegende Voraussetzung zu schaffen. In einem folgenden, für die Verbindung des Elsasses mit der Schweiz bedeutenden Briefwechsel, schreibt er u. a. am 21. November 1751 an Bodmer: „Wann ich nicht mit meinem Elsaß zu thun hätte, so wollte mich in Paris setzen und meine übrige Lebenszeit mit diesen Manuscriptis zubringen.“ [1]) Auch Gottsched hatte sich von demselben Kodex eine Abschrift zu verschaffen gewußt, fand aber an seinem Inhalt nur einen „zärtlichen Geist“. [2]) Über die von Bodmer und Breitinger 1746—1753 herausgegebene Zeitschrift des „Museum Helveticum“ berichten die Schweizer treulich an den Straßburger Kollegen. [3]) Schoepflin war ein ausschließlich gelehrter Charakter, doch gesellte sich seinen gelehrten Bestrebungen, sobald sie popularisiert wurden, ein Gefühlsmoment bei. Er betonte gegenüber dem Witz und dem bel esprit der Franzosen treue

---

1) Crueger, a. a. O. S. 476.

2) Ebenda S. 472, Anm.

3) Ebenda S. 466 (8. Oktober 1746).

Gelehrsamkeit und innige Beschäftigung mit den klassischen Sprachen.[1]) Seine Haupttätigkeit richtete sich weniger auf zusammenhängende Darstellung der geschichtlichen Begebenheiten, als auf historisch-antiquarische Beschreibung in großen Zeitabschnitten, die er in der „Alsatia Illustrata“[2]) als keltisch, römisch, fränkisch, deutsch und französisch bezeichnet. In fast verwirrender Vielseitigkeit erregen Urkunden, Wappen, Siegel, künstlerische Monumente, Geographie, Verfassung und Sitten des Mittelalters, Stadtpläne, Sprache und Literatur sein forschendes Interesse. Die Früchte dieser weiter führenden Bemühungen wurden in der „Alsatia Diplomatica“ niedergelegt,[3]) während er nicht mehr dazu kam, den Stoff zu einer Darstellung des kirchlichen und literarischen Elsaß zu verarbeiten.[4]) Auch auf die rechte Seite des Rheins griffen seine Forschungen über, die er in der siebenbändigen „Historia Zaringo-Badensis“[5]) niederlegte. Nicht nur seine Schriften, sondern vor allem seine Lehr- und Reisetätigkeit entfaltete die reichste werbende Kraft und rief erst die romantisch-nationale Stimmung unter Professoren und Studenten hervor.[6]) Er lehrte den interessierten Reisenden mit dem richtigen historischen Blick das Land durchziehen, hielt sich allerorten Mitarbeiter, die zur Auffindung von Handschriften und sonstigen Denkmälern beitrugen und gewann durch seine diplomatischen Verbindungen mit den regierenden Häusern und Äbten südwestdeutscher Klöster manchen reichen Schatz. Auch ihn führten dieselben Interessen wie Klopstock an den Wiener Hof. In seinen „lectionibus privato-publicis“ schuf er bei Einheimischen wie Fremden die romantische Freude an ehrwürdiger Überlieferung.

---

[1]) Fester, a. a. O. Brief 149.

[2]) 2 Bände. 1751—1761.

[3]) 2 Bände. Mannheim 1771—1775, herausgegeben von Andr. Lamey.

[4]) Der Plan war Breitinger bekannt, der ihm Stoff dazu anbot. Vgl. Fester, a. a. O. Brief 87.

[5]) Karlsruhe 1763—1767.

[6]) Auf ihr beruht wohl auch die Aufforderung des Universitätsprofessors, dessen Klinikum Goethe besuchte, das Elsaß in den Ferien zu durchwandern (W. I, 28, 9. 25 ff.). Auch scheint mir in diesem Zusammenhange erwähnenswert, daß das Gedicht „Der Wanderer“ (W. I, 2, 170 ff.) ebenso auf die Straßburger Stimmung wie auf Herders geschichtsphilosophische Betrachtungsweise zurückzuführen ist. Demselben Motiv begegnen wir bereits in der Idylle Geßners: „Daphnis und Mycon“; vgl. Schnorrs Archiv 15, 288; Minor und Sauer, a. a. O. S. 44—47.

Mit dem Tode des Meisters, 1771, war die Bewegung, die er so energisch gefördert hatte, nicht erloschen. Auch zu seinen Lebzeiten stand er nicht allein im Elsaß mit seinen Bestrebungen. Begabte und tüchtige Schüler, die er sich herangebildet hatte, der unter seiner Ägide zunehmende Einfluß der Bibliotheken auch auf weitere Kreise, übten eine fruchtbare Wirkung aus. Lamey, Schoepflins Reisebegleiter seit dem Jahre 1747 und Führer seiner Korrespondenz, leitete den Druck der Alsatia Diplomatica und trat bald darauf zu Karl Friedrich von Moser, dessen sozialpolitische Ideen Goethe beeinflußten, in innige, freundschaftliche Beziehungen.

Friedrich Dominikus Ring, des alternden Gelehrten vertrautester Freund und Reisebegleiter, mit den Zürichern und Wieland persönlich bekannt, dann Prediger in Straßburg, bewirkte nach einem entscheidenden Besuche bei Rousseau, 1759, die gefühlsmäßige Vertiefung der altdeutschen Studien auch in den Straßburger Gelehrtenkreisen, während Koch nach juristischen und humanistischen Studien als Straßburger Stadtbibliothekar von Schoepflin zur Mitarbeit an der Geschichte des Zähringischen Hauses beigezogen wurde und in seinem „Manuel de l'histoire du moyen âge et de l'histoire moderne“ selbständig auf den Plan trat. Mit ihm wie mit Oberlin war Goethe sowie dessen väterlicher Freund Salzmann persönlich bekannt, und man weiß, daß Oberlin den jungen Juristen für das historische Studium gewinnen wollte. Oberlin steht den altdeutschen Studien Bodmers am nächsten, denn er widmete sich zur Vorbereitung für die Herausgabe von Scherzens „Glossarium Germanicum“ dem Studium der Texte selbst, so daß sein Werk sich des schönen Erfolges rühmen durfte, Dichter wie Herder und Wieland zu den Subskribenten zu zählen. Auch auf Schoepflins Verdienste um die Minnesinger lenkte Herder die Blicke der Zeitgenossen. An Oberlins Studien, die in ihrer mittelalterlichen Tendenz stark durch die Anschauungen des Historikers Schlözer gelenkt wurden, schlossen sich, nachdem ihm Schoepflin einen Lehrstuhl für Logik und Metaphysik verschafft hatte, Untersuchungen über elsässische Dialekte, Lexikographie und deutsche Literatur des Mittelalters, als deren erste Frucht die „Miscellanea litteraria Argentoratensia“ (1770) erschienen. Ihm übertrug der Meister testamentarisch die Beendigung der „Alsatia Litteraria“. In der Tat war kein anderer so dazu geeignet wie Oberlin, der Schoepflin, Bodmer und Rousseau gleich

nahe stand. Er bildet den bedeutenden Abschluß der Kette bis zu Goethe, die wir soeben verfolgt haben. —

Dieser reichen, in sich geschlossenen Tätigkeit des wissenschaftlichen Elsaß stehen entsprechende dichterische Leistungen nur äußerst spärlich gegenüber.

Heinrich von Nikolay in Straßburg (geb. 1737) wurde Wielands Nachahmer im ritterlichen Epos, doch ohne die leiseste deutsche Tendenz; ebenso steht der Leiter des Kolmarer Philanthropins[1]), Pfeffel, in seinen dichterischen Leistungen den Franzosen nahe, obgleich er mit Bodmer in anregender Freundschaft verbunden war[2]) und Mitglied der „Helvetischen Gesellschaft" wurde.[3])

Umsomehr wurde — und damit treten wir aufs neue in Goethes eigensten Kreis — der Aktuar Salzmann für den jungen Dichter der Mittler Rousseauscher und Kochischer Ideen. Er, der mitten in den nationalen, bürgerlichen Kreisen Straßburgs stand und nach mannigfachen Studien Jura, Moralphilosophie, Theologie, Ästhetik und Literatur mit gleichem Interesse trieb, hatte in der „Gesellschaft zur Ausbildung der deutschen Sprache" unter Gleichdenkenden befriedigende Tätigkeit gefunden, wie er allwöchentlich die Kinder bekannter Familien in seinem Junggesellenheim versammelte und sich mit ihnen nach Rousseauschen Ideen bewegte. Seine Bestrebungen, niedergelegt in einem kleinen Aufsatz: „Von den Fehlern in der Straßburger Kinderzucht", worin er vor allem gegen eine unnötige Belastung des Gedächtnisses ankämpfte, haben in der Person Carls im „Gottfried" einen deutlichen Nachhall gefunden. Der Geist des Salzmannschen Kreises und seine Einwirkung auf Goethe ist so bekannt, daß diese hier nicht weiter dargestellt zu werden braucht. Bedeutend und der Erwähnung würdig erscheint jedoch die Persönlichkeit Isaac Haffners (geb. 1751), des späteren Kirchenhistorikers, der mit Goethe an den Sitzungen der

---

[1]) Es wurde besonders von Schweizern besucht.

[2]) Seine Ode „Baharam" ist Bodmer gewidmet.

[3]) Auch mit Pfeffel wurde Goethe persönlich bekannt, wie aus folgender Notiz hervorgeht: „Un des principaux génies de cette Gazette (Frankfurter Gelehrte Anzeigen von 1772) est un nommé Getté, homme de génie à ce qu'on dit, mais d'un suffisance insupportable. J'ai une fois soupé en sa compagnie et même reçu sa visite mais je ne le connais pas à beaucoup près assez pour en juger d'après mes propres observations". (D. j. G. II, S. 102).

„Gesellschaft" teilnahm und seine Beeinflussung durch den Geist jener Tage in dem „Mémoire sur l'histoire littéraire de l'Alsace" dokumentierte.[1])

Überschauen wir an dieser Stelle die Ideale der soeben geschilderten romantisch-nationalen Bewegung und stellen sie den Herderschen Forderungen gegenüber, so muß gesagt werden, daß sie eine neue Psychologie nur in Klopstock erzeugte, während Bodmer und sein Kreis in der bisher üblichen Menschendarstellung verharrte. Die romantischen Ideale richteten sich, soweit sie überhaupt tendenziös gefärbt waren, gegen die französische Aufklärung, die nationalen gegen den Absolutismus, in Straßburg gegen Frankreich. Allein in Straßburg, als der Grenzfestung des Deutschtums, stellte sich die Begeisterung für das deutsche Mittelalter in nationalen Gegensatz zu der französischen Aufklärung und ging noch einen Schritt weiter als die Demokratie Bodmers. Sie wurde verstärkt und geklärt durch Herder, der Goethe erst zu der paradoxen Ablehnung der deutschen wie der französischen Aufklärung, führte. In Straßburg allein verbanden sich Betonung deutscher Nationalität, Romantik und Ablehnung der französischen Aufklärung. —

Noch einer Persönlichkeit müssen wir im Rahmen dieses Kapitels gedenken, die nicht in der Reihe der Männer steht, die die neue literarische Strömung belebten, aber ihrem Wesen nach hierher gehört, Jung-Stillings.

Durch sanfte Naturempfindung, Volksmärchen und Volkslieder, wie durch die eifrige Lektüre von Volksbüchern (Melusine, Haimonskinder) geriet er in eine Romantik, die ebenso gut funfzig Jahre später unter Eichendorff ihr gutes Recht gehabt hätte.

Die Erzählung seiner Jugend-, Jünglings- und Wanderjahre, von der entstellenden Färbung der Fortsetzung weniger berührt und von Goethe vielleicht überarbeitet, gibt ein durchaus glaubwürdiges und treues Bild des leider noch nicht beachteten Einflusses, der sich von diesem eigenartigen Menschen auf Goethe und sein Werk erstreckte.

Die Innigkeit der Freundschaft zwischen Goethe und Stilling wird von beiden gleich warm bezeugt.[2]) Stilling erfuhr auch von

---

[1]) Manuskript auf der Straßburger Universitätsbibliothek.

[2]) Goethe an Herder (Straßb., Frühling oder Sommer 1771): „Nachdem Sie fort sind, bin ich sein Heiliger . . ."; — vgl. folgende Stellen bei Stilling, a. a. O. S. 250. 253. 263—64.

Herder den allergrößten Einfluß,[1]) trat in die „Gesellschaft der schönen Wissenschaften" ein und schloß nach Herders Weggang mit Goethe, Lenz und Lersee einen innigen Bund, „in welchem es Jedem wohl ward, der nur empfinden kann, was schön und gut ist. Stillings Enthusiasmus für die Religion hinderte ihn nicht, auch solche Männer herzlich zu lieben, die freier dachten als er, wenn sie nur keine Spötter waren".[2])[3]) Wir sind in der glücklichen Lage, den Umfang und die Richtung des geistigen Austausches zwischen Goethe und Stilling genau bestimmen zu können.

In dem schon oben[4]) zitierten Briefe Goethes an Herder berichtet jener über eine Kritik des Professors Kästner über eine Jungische Schrift und fügt sein eigenes Urteil bei, daß „der Herr Prof. das mystisch-metaphysisch-mathematische Unkraut des Jungianismi, mit Gärtners Hand aus diesem Ländgen gätet". Goethe teilte also nicht den mystisch angehauchten Pietismus des Freundes. Jung seinerseits berichtet über den Verkehr mit Goethe, daß dieser ihm „in Ansehung der schönen Wissenschaften einen anderen Schwung" gegeben, ihn mit Ossian, Fielding, Shakespeare, Sterne bekannt gemacht habe;[5]) „und so gerieth Stilling aus der Natur ohne Umwege wieder in die Natur"[6]). Goethe gab dem Freunde also eine Fülle literarischer Anregung; was hatte Stilling dafür außer seiner Persönlichkeit zu bieten? Wie begriff er die „Natur", die er auch in Straßburg so verehrt fand, ehe er dorthin kam?

Goethe und seine Gesinnungsgenossen hegten bereits in Straßburg ein begeistertes Naturgefühl, das sie, durch die Romantik beeinflußt, auf Ritten durch das schöne Land, in der Huldigung seines Reichtumes an historischen Denkmälern und Naturschönheiten zu befriedigen suchten. Auch Stilling war in seiner Jugend Romantiker; er trug vor allem dazu bei, das romantische Element

---

[1]) Vgl. Stilling a. a. O. S. 250—51.

[2]) Ebenda S. 264.

[3]) Aus dieser Bemerkung Stillings geht zur Genüge hervor, daß Goethes Deismus auch bei einer so empfindlichen Natur wie der Stillings keinen Anstoß erregte und seine ernste Überzeugung mit den „chicanes de Monsieur de Voltaire" sehr wenig zu tun hatte.

[4]) Vgl. Anm. 1.

[5]) A. a. O. S. 250.

[6]) Ebenda.

in Goethe zu verstärken und die Stimmung für den „Gottfried" vorzubereiten.

Stilling war ein Originalgenie im Herderschen Verstande. Was er bis zu seiner Studienzeit in Straßburg erreicht hatte, verdankte er der Tradition gesunder, ehrlicher, bäuerlicher Vorfahren und der eigenen Begabung und Energie. Wie er sich seinem Gott mit blindem Vertrauen und einer außerordentlichen Innigkeit des Gefühls hingab, die an hypochondrische Empfindsamkeit und Melancholie grenzte, so brachte er auch der Schönheit und dem Reichtum der Natur, der Welt überhaupt ein an- und mitempfindendes Gefühl entgegen.[1]) Unbeschadet seines Fatalismus jedoch legte er nicht wie Gottfrieds Schwester Maria die Hände in den Schoß, er nutzte seine hohe, verstandesmäßige Begabung nach Kräften, um zu Gottes Ehre der Menschheit und sich selber zu genügen.[2])

Stilling war, als er nach Straßburg kam, unbeeinflußt von den literarischen Tendenzen der Zeit, die auf Romantik und nationale Dichtung hindrängten. Seine literarische Bildung, die außer der ihm angeborenen und anerzogenen Vorliebe für gefühlvolles Sichversenken in die Schönheit der Natur seine Neigung bestimmte, beruhte auf dem Volksliede und der Kenntnis der deutschen Volksbücher.

Schon des alten Eberhard Stilling Töchter singen in der Dämmerung „folgendes schöne weltliche Liedlein":

„Es ritt ein Reiter wol über's Feld,
Er hatte kein'n Freund, kein Gut, kein Geld.
Sein Schwesterlein war hübsch und fein.
‚Ach Schwesterlein! ich sage dir Adie.
Ich sehe dich ja nimmer mehr.
Ich reite weg in ein fremdes Land.
Reich' du mir deine weiße Hand'.
Adie! Adie! Adie!"[3])

Das Volkslied wird auch fernerhin in Stillings Familie gepflegt,[4]) auf einsamen Gängen durch den schönen Wald angestimmt und erfüllt durch seinen meist traurigen Ausgang die Sänger mit der „Wonne der Wehmut"[5]). Der empfindsamen, melancholischen

---

[1]) A. a. O. S. 17.
[2]) Vgl. a. a. O. S. 128 oben.
[3]) A. a. O. S. 17 ff.
[4]) Vgl. S. 34 ff. S. 88 ff.
[5]) Vgl. S. 35.

Stimmung des Liedes weiß die Sängerin auch durch ihr Verhalten besonderen Ausdruck zu verleihen, ja sie wählt oft ein solches Lied, das ihrer jeweiligen persönlichen Stimmung entspricht.[1]) Heinrich Stilling selbst ist Melancholiker:

„Wenn ich des Nachts erwache,
So heult's im Loch der Eulen,
Die Eiche saust im Wind.
Es klappern an den Wänden
Die halbverfaulten Bretter,
Es rast der wilde Sturm.
Dann ists mir wohl im Dunkeln,
Dann fühl' ich tiefen Frieden,
Dann ists mir traurig wohl" usw.[2])

Diese Melancholie der Stimmung, die an Ossian, Fielding, Sterne erinnert, mit denen Stilling durch Goethe bekannt wurde, war für das romantische Erfassen der Natur, die Pflege alter Traditionen, die sich an historische Denkmäler der Heimat knüpften, die Lektüre der Volksbücher sehr geeignet. Unter den efeuüberwucherten Ruinen eines alten Schlosses wünschte Stillings Mutter Dortchen zu wohnen;[3]) schon in dem Knaben Stilling vereinigen sich Sage, Mythos und Geschichte zu einer „frommen, romantischen Empfindung": er sah in einsamem Wald „in seiner Seele wieder die egyptische Wüste vor sich, worinnen er gern Antonius geworden wäre; bald darauf sah er den Brunnen der Melusine vor sich und wünschte, daß er Raymund wäre; dann vereinigten sich beide Ideen, und es wurde eine fromme romantische Empfindung daraus, die ihm alles Schöne und Gute dieser einsamen Gegend mit höchster Wollust schmecken ließ."[4]) Darauf erzählt Heinrichs Base das Märchen von Joringel und Jorinde.

Durch die Lektüre der „Historia von den vier Haimonskindern" und alter Romanzen wird Stillings Romantik weiter gestärkt;[5]) „über das Alles waren auch seine Bauern gute, natürliche Leute, die beständig mit alten Sagen und Erzählungen schwanger gingen und bei jeder Gelegenheit damit herauskramten".[6]) Er geht dann

[1]) Vgl. S. 120. [2]) Vgl. S. 129.

[3]) Vgl. S. 32; man vergleiche dazu die Gottfriedstelle W. I, 39. S. 165. 26—166. 168.

[4]) A. a. O. S. 63.

[5]) S. 77. [6]) S. 87.

wohl als Schulmeister mit den Kindern unter den feierlichen Nachthimmel und läßt sie am Rande des Waldes Volkslieder singen.[1]) Seine Lektüre besteht vorzüglich aus den „vortrefflichen Werken der alten Deutschen",[2]) denn „es war ihm um vaterländische Dichter zu thun",[3]) die das Alte, ja selbst Grobkörnige wert hielten und noch nicht durch die Modetorheiten der Gegenwart beeinflußt waren.[4]) Er bleibt jedoch trotzdem weit von dem kraftgenialen Erfassen Goethes entfernt; nur in einer sanften, bis zu Tränen hinschmelzenden Empfindsamkeit fühlt er sich wohl. —

Weder Stilling noch Goethe bieten uns ein direktes Zeugnis der gemeinsamen Vorliebe für die oben geschilderte Romantik. Wir werden jedoch nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß Goethe, der sich wie Stilling als Knabe und Jüngling in die „Melusine" und die „Haimonskinder" innig versenkte, sodann dem Volksbuche den Fauststoff entnahm, nicht allein durch die von Klopstock und Bodmer gelenkte literarische Strömung, nicht allein durch die Straßburger Romantik, sondern vorzüglich auch durch Stilling in seiner Vorliebe für romantische, der Vorzeit angehörende Denkmäler bestärkt wurde.[5]) —

---

[1]) S. 112. [2]) S. 113.
[3]) S. 114. [4]) S. 115.

[5]) Sie wird trefflich veranschaulicht durch die dem zweiten Bande der neuen Ausgabe des „Jungen Goethe" beigegebenen Zeichnungen, die in die Zeit der Konzeption des „Gottfried" fallen. (Tafel 6: „Landschaft mit Stadttor" — nach der Bezeichnung von Morris — scheint mir eher eine Burgruine vorzustellen; Tafel 8: „Sachsenhäuser Wartturm"; Tafel 9: „Landschaft mit Wassermühle und Turm".)

B) Systematische Zusammenfassung der Gesamtanschauung Herders bis zu seinem Weggang von Straßburg.

---

§ 4. Herders Anschauungsweise.

Literatur:

Im allgemeinen verweise ich auf die vorzügliche Übersicht über die bedeutendere Herder-Literatur von Dr. R. Unger im ersten Jahrgang der Germanisch-Romanischen Monatsschrift (1909), S. 145 ff. Ferner vgl.:

Buchholz: Ursprung und Wesen der modernen Geschichtsauffassung, in Quiddes Ztschr. II (1889), S. 17 ff.

R. Fester: Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Stuttgart 1890. S. 45 ff.

W. Dilthey: Das 18. Jahrhundert und die geschichtliche Welt. Deutsche Rundschau, 1901. S. 241 ff.

Th. Genthe: Der Kulturbegriff bei Herder. 1902. (Jenaer Diss.).

F. M. Bruntsch: Die Idee der Entwickelung Herders. 1904. (Leipziger Diss.).

G. E. Burkhardt: Die Anfänge einer geschichtlichen Fundamentierung der Religionsphilosophie. 1908.

P. Menzer: A. a. O. S. 277 ff.

E. Fueter: Geschichte der neueren Historiographie, München und Berlin 1911. S. 407 ff.

J. G. Herder: Ideen zur Kulturphilosophie. Ausgewählt und herausgegeben von Otto Braun und Nora Braun.[1]) Leipzig 1911.

---

[1]) Die Herausgeber haben das Verdienst, Herders Reisejournal und die geschichtsphilosophische Programmschrift vom Jahre 1774 durch einen Neudruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben. Dagegen halte ich die Anfügung einiger Kapitel aus dem fünften und neunten Buche der „Ideen" nicht für glücklich, da sie nicht in den Rahmen der Jugendschriften gehören und auf anderen Voraussetzungen beruhen.

Die literarhistorische Bedeutung des Straßburger Verkehrs zwischen Herder und Goethe ist in allen diesen Zeitraum einschließenden Darstellungen,[1] sowie von Herder[2] und Goethe selbst gewürdigt worden. In keiner jener Arbeiten wurde jedoch der Versuch durchgeführt, auf Grund der Herderischen Gesamtanschauung, auf Grund seiner wissenschaftlichen, ästhetischen, religiösen und ethischen Denkart, wie sie sich aus Gesprächen und Handschriften Goethe in Straßburg erschloß und in Herders zum Teil erst in Bückeburg abgefaßten Schriften vorliegt, zu einem tieferen Verständnis der Entstehung der Goetheschen Dichtung vorzudringen. Zu einem Versuch in dieser Richtung bestärkt uns aber die Tatsache, daß der Gedankengehalt des „Gottfried" durchaus auf Herder hinweist.[3] [4]

---

[1]) Am umfassendsten und unter Verarbeitung der gesamten Literatur durch R. Weißenfels: a. a. O. S. 140 ff.

[2]) Herder an Caroline, 21. März 1772: „. . .; auch glaube ich ihm ohne Lobrednerei einige gute Eindrücke gegeben zu haben, die einmal wirksam werden können". D. j. G. II, 100.

[3]) Die außerordentlich starke Abhängigkeit Goethes von Herder wird später nachgewiesen.

[4]) Zu diesem Zwecke ziehen wir folgende Herdersche Schriften heran, denen die nachfolgenden Zitate zugehören:

1. „Über die neuere Deutsche Litteratur. Erste Sammlung von Fragmenten. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend." 1767. S. W. I, S. 131—240.
   Dasselbe. Zweite Sammlung. 1767. S. W. I, S. 241—356.
   Dasselbe. Dritte Sammlung. Riga, bey Johann Friedrich Hartknoch, 1767. S. W. I, S. 357—531.
2. Über die neuere Deutsche Litteratur. Fragmente. Erste Sammlung. Zweite völlig umgearbeitete Ausgabe. (Aus der Handschrift.)
   a) Aus letzter und vorletzter Redaktion. S. W. II, S. 109—200. 1767—1768.

   Dasselbe. Zur dritten Sammlung Gehöriges. (Aus den Handschriften.)
   a) Zurückgelegte ältere Stücke (1766). S. W. II, S. 203—245.
   b) Zusatz der neuen Ausgabe. (1767—1768.) S. W. II, S. 246—248.
3. Kritische Wälder. Oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maasgabe neuerer Schriften. Erstes Wäldchen. 1769. S. W. III, S. 1—188. — Zweites Wäldchen. 1769. S. W. III, S. 189—364. — Drittes Wäldchen, Riga, bei Hartknoch, 1769. S. W. III, S. 365—480.
4. Stücke aus einem älteren „Critischen Wäldchen". 1767. (Aus der Handschrift.) S. W. IV, S. 199—218.

Man kann die Mitteilungen des in der Straßburger Krankenstube geistig nur um so regsameren Herder für Goethes dramatische Dichtung nicht hoch genug einschätzen. [1])

---

5. Aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. 1767—1770.
   1. Johann Elias Schlegels Werke: 4. Theil. 1766. S. W. IV, S. 232—239.
   9. Die Grundsätze der deutschen Sprache (Bodmer). 1768. S. W. IV, S. 298—308.
6. Journal meiner Reise im Jahr 1769. S. W. IV, S. 343—461.
7. Abhandlung über den Ursprung der Sprache. 1772. S. W. V, S. 1—154.
8. Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. 1773.
   I. Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker.*) S. W. V, S. 159—207.
   II. Shakespear. Erster und zweiter Entwurf.**) (Anhang.) S. W. V, S. 232—257.
9. Recensionen. Aus der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. 1770—1774.
   12. Die Gedichte Ossians, übersetzt von M. Denis. Zweyter und dritter Band. 1768. 1769. S. W. V, S. 322—330. Bardenfeyer am Tage Theresiens. 1770. V, S. 330—334.
   Anhang. Aus dem handschriftlichen Nachlaß. 4. Die Gedichte Ossians, übersetzt von M. Denis. Zweiter und dritter Band. 1768. 1769. S. W. V, S. 416—420.
10. Aus den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772.
   10. Bemerkungen über den Unterschied der Stände, von Joh. Millar. Aus dem Englischen. 1772. S. W. V, S. 452—456.
11. Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Beytrag zu vielen Beyträgen des Jahrhunderts. 1774.***) S. W. V, S. 475—593.

*) Der Ossianaufsatz erreichte im September 1771 seine abschließende Gestalt. Vgl. S. W. V, S. XVII—XVIII.

**) Die Beweisführung Suphans in S. W. V, S. XVII ff., daß die zweite Fassung des Shakespeare-Aufsatzes erst anfangs 1772 entstanden sei, kann mich nicht überzeugen. Kann sich die Bezeichnung des Aufsatzes als eine Aufgabe, die noch liegen müsse (vom September 1771), nicht bereits auf die zweite Fassung beziehen, da die erste schon Mitte Juni zu datieren ist? Auch Haym, I, S. 421 ff., bringt keinen überzeugenden Beweis.

***) Daß Herder zu den Gedanken dieses Aufsatzes nicht erst durch die Lektüre des „Gottfried“ angeregt worden sein kann, ergibt der enge Zusammenhang mit den schon in früheren Schriften entwickelten

[1]) Vgl. S. W. IV, S. 507 a. 446: Herder über seinen „Enthusiasmus, junge Geister zu finden, die bildbar sind“.

Goethe hatte, nachdem er sich über seine Stellung zu Wieland in den „Mitschuldigen" klar geworden war, in dem von romantischen und nationalen Tendenzen bewegten Salzmannschen Kreise eine Wandlung erlebt, die ihn noch schärfer als bisher zu einer Betonung ethischer Momente trieb. In welcher Richtung wirkte nun Herders Einfluß auf die neue Weltanschauung Goethes? Die Frage zu beantworten, versuchen wir zunächst, Herders in der oben bezeichneten Richtung laufende Anschauungen zu entwickeln.

Nach Herder sind alle Sinne des Menschen ursprünglich nichts anderes als „Gefühl" (V, 63). „Mit einem muntern proportionirten Gebrauch aller Sinne" erscheint daher die Seele als Sitz des Gefühls selbst „munter und lebendig" (IV, 454). Ihr Wirkungskreis wird durch eine gesunde Sinnlichkeit erweitert; der Mensch wird auf Expansion und Tätigkeit gestellt, wie sich aus der Geschichte der „sinnlichen" morgenländischen Völker nachweisen läßt.

Die Sinne erscheinen als Gefühl in der Seele des Kindes, in der Seele des Knaben als Phantasie; durch das vernünftige Denken des Jünglings und Mannes wird das Gefühl fast völlig erstickt (IV, 451). Daher sind Abstraktionen ohne lebendige Welt, Worte ohne Gedanken und ohne deutliche Vorstellung von Gegenständen die ärgsten Feinde der Kindesseele. Erzieherische Lehren ohne deutlich greifbare Vorbilder, eine begrifflich stark durchgebildete Sprache ohne anschaulichen Sinn quälen die Seele in ein vorzeitiges Alter hinein (IV, 451—452); man rede also in einer sinnlichen Sprache mit Kindern und gebe ihnen keinen Begriff als durch sinnliche Fühlbarkeit oder Anschauung (IV, 452).

Da die Tätigkeit der Kindesseele Materie für das ganze Leben des Individuums bildet, kommt es darauf an, in ihr möglichst viele, starke, lebhafte, getreue und eigene Empfindungen zu wecken, denn diese werden sich im Jünglings- und Mannesalter in ebensoviele gleichgeartete Gedanken umsetzen und, wenn sie auf eine eigentümliche Weise erzeugt und fortgebildet werden, originale

Ideen über die Lebensalter der Sprache, die mittelalterliche Literatur, den Zustand sinnlicher Völker u. a. m. Wie weit die gedankliche Ausbildung, die besonders durch die Seereise und den Gegensatz zu Frankreich gefördert wurde, in Straßburg bereits gediehen sein muß, wird bei einer Gegenüberstellung der unten entwickelten Herderischen Gedanken mit dem Gedankengehalt des „Gottfried" sehr deutlich.

Individuen hervorbringen. Aus diesen Betrachtungen und der Betonung der allseitigen, individuellen Ausbildung ergibt sich für Herder, indem er an Hamann und Young anknüpft, mit Klopstock sich darin wesensverwandt fühlt, die neue begeisterte Betonung des Wertes der Individualität [1]) und des Originalgenies.

Solche stark bewegten menschlichen Seelen werden aber erst aus einer ebenso stark bewegten Gesamtheit geboren (IV, 454—455). Daraus ergibt sich die Abhängigkeit des individuellen Fühlens von dem der Gattung. Das klarste Beispiel dafür bietet das Vorhandensein eines Familiengefühls, aus dem alle sittlich-guten Empfindungen gegen Gatten und Freund, den Nächsten und das Vaterland hervorwachsen (V, 419).

Das Gefühl ist nicht nur bei den Individuen verschieden stark entwickelt, sondern unterscheidet sich auch als solches in verschiedenen Zeiten in seiner Stärke und Art. Je näher eine Familie, ein Stamm oder Volk dem Kindesalter steht, umsomehr wird es mit dem Gefühl operieren. Da nun die Vorstellungen von Tugend und Glück Ergebnisse seelischen Erlebens sind, so wird die Menschheit je nach der Bewegtheit ihrer Seelenkräfte auch verschiedene Begriffe von Tugend und Glück, am letzten Ende National- und Säkulartugenden hervorbringen (V, 558). Will man diese in ihrer Wesenheit erfassen, so muß man mit dem eigenen inneren Gefühl ihren Grundlagen möglichst nahe zu kommen, sich in sie hineinzufühlen versuchen (V, 589).

Wie die Entwicklung der Begriffe Tugend und Glück, so sind alle Neigungen und Handlungen des Menschen durch die Natur seiner Seele bedingt. Sie sind zum anderen Teile bedingt durch geographische und klimatische Verhältnisse. Diese gewinnen aber nur einen formalen Einfluß auf die Sinnestätigkeit; in ihrer wesentlichen Fortbildung ist diese überall die gleiche, analog den Lebensaltern der Menschen. Nunmehr läßt sich der Charakter eines Volkes, ja

---

[1]) Leibniz wirkte in dieser Richtung stark auf den jungen Herder. Die Nouveaux Essais, 1765 gedruckt, verschärften die Opposition des neuen Geschlechtes gegen die Aufklärung, als deren Führer auch Leibniz bis dahin gegolten hatte; denn hier betonte dieser, „daß das Leben der Seele weit über alles klar und deutlich Bewußte hinaus in dunkel geahnten Tiefen wurzle" (Windelband, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 4. Aufl. 1907 § 33, 11). Das 4. Kritische Wäldchen und die Preisschrift vom Erkennen und Empfinden sind insonderheit nicht ohne die Nouveaux Essais denkbar.

ganzer Zeitalter nach jenen beiden Faktoren bestimmen, indem man ihr seelisches Erleben mitfühlend ergreift (V, 503).

Die wertvollste menschlicher Seelenkräfte ist also für Herder das Gefühl, da es den Menschen zu lebendiger, sinnlicher Anschauung und gesunder Expansion aller Sinne befähigt.

Daß sich Gefühl in Laut umsetzte, war Naturgesetz (V, 63); demnach muß die Sprache ein treues Spiegelbild des Gefühls sein. Klima, Luft und Wasser, Speise und Trank beeinflußten überdies die Sprachwerkzeuge und die entstehende Sprache (V, 125); „der Mensch erfand sich selbst Sprache aus Tönen lebender Natur" (V, 51). „Es gibt also eine Sprache der Empfindung, die unmittelbares Naturgesetz ist" (V, 7). So innig aber gestaltete sich das Verhältnis von Empfindung und Ausdruck, Gedanke und Wort, daß sie wie Platons Seele und Körper untrennbar erscheinen (I, 397); daher klebt insonderheit in der Dichtkunst, weil deren Welt „sinnlich" ist, der Gedanke sehr am Worte (I, 414).

Gefühl und Empfindung, die Erzeuger und Ernährer der Sprache, sind in den Lebensaltern des Menschen nach Art und Intensität verschieden; daraus folgt, daß im eigentlichen metaphysischen Verstande nicht einmal bei Vater und Sohn, Greis und Kind, Mann und Weib eine einheitliche Sprache möglich ist (V, 124). Von diesen beiden Unterschieden abgesehen, wird zunächst als Ausdruck des Familiengefühls und einer gewissen Familiendenkart eine „Familiensprache" festzustellen sein (V, 117). Sie ist dem Menschen ebenso natürlich als notwendig, da er seiner Bestimmung nach ein Geschöpf der Gesellschaft ist (V, 112). Deren Charakter als Sippe, Nation, Rasse offenbart sich demgemäß in der durch die Sprache überlieferten Denkart; der Bedeutungswandel ihr besonders eigentümlicher Wörter verspricht zugleich eine Geschichte des menschlichen Geistes und Gefühls (I, 306). So ist auch die Sprache ein Geschöpf, das in verschiedenen Lebensaltern gewisse Vollkommenheiten und Schwächen auf- und absteigend entwickelt (I, 231).

Nicht nur einzelne Lebensalter, auch Individuen als solche zeichnen sich nach der sinnlichen und gefühlsmäßigen Begabung durch relative Fühlbarkeit, Tätigkeit und Tüchtigkeit aus (V, 561). „Wer mit viel Sinnen erquickt wird, hat mit viel Sinnen zu streben" (ebenda). Trotzdem hat die menschliche Seele wie der Körper in bestimmten Lebensaltern allgemeine, über dem Individuellen stehende Eigenarten.

Jugend ist bewegt von Neugierde, unersättlichem Drang nach dem Wunderbaren und Neuen. Die Kraft der Auffassung hat sie vor anderen Lebensaltern voraus; „die Gabe, Sprachen zu lernen, wenn sie nur an Begriffen und Dingen hangen", ist ihr eigentümlich (IV, 448). Der Jüngling wird Gesellschafter von Witz und Scharfsinn; Freundschaft und Vergnügungen bezeichnen die Richtung seines Strebens (IV, 449). Aus dem Gesellschafter wird der Mann von Bonsens, Weisheit in Geschäften, kaltem Geblüt, wahrer Dienstfertigkeit und Freundschaft. „Er ist der wahre Philosoph der Thätigkeit, Weisheit, Erfahrung." Der Greis endlich ist ein „Schwätzer und Philosoph in Worten" (ebenda). Die Charakteristika der menschlichen Seele in ihren Lebensaltern sind also: „Neugierde, Einbildungskraft und Leidenschaft, Witz und Bonsens, endlich die alte Vernunft" (ebenda). Diese Anordnung — absteigende Gefühlstätigkeit bei zunehmendem Gebrauch der Vernunft — entspricht offenbar den Naturgesetzen; daher ist es unsinnig, wenn das Individuum seinem Lebensalter nicht genügt, das folgende voraus nimmt, in verlebte zurückkehrt oder gar alle auf einmal in ihren Eigentümlichkeiten zu erfassen sucht (IV, 450).

Es ist deutlich, nach welcher Richtung sich Herders Sympathie bewegt, aber auch für seine Auffassung welthistorischen Geschehens ergeben sich aus der letzten Bemerkung wichtige Schlüsse: auch die Menschheit als Ganzes muß als einzig dastehende, individuelle Erscheinungsform betrachtet werden, die ebenfalls dem Gange menschlicher Seelenkräfte vom rein Gefühlsmäßigen zum kalten Denken unterworfen ist. Sie durchläuft wie der Mensch bestimmte Lebensalter, deren Charakter zu prägen und zu erfüllen ihre Aufgabe bedeutet. Als Greis ein Mann, als Mann ein Kind sein zu wollen, ist das unsinnige Bestreben romantischer Schwärmerei, die den Gang des Weltgeschehens verkennt und die Notwendigkeit der Erscheinung und ihres Vergehens nicht achtet.

Betrachten wir das „Kindesalter" des Menschengeschlechts, da es in die Geschichte eintrat.

Sein erster Zustand trug das Gepräge der Dürftigkeit (II, 69), der rauhen Stärke in Leidenschaften und Handlungen, in Tugend und Laster (II, 75). In einem von Gefahren stetig bedrohten Dasein entwickelte die ganze, ungeteilte menschliche Seele immer aufs neue ein starkes Gefühl sinnlicher Kraft; Sinnlichkeit und roher Scharfsinn, Schlauheit, mutige Wirksamkeit und Erfindungsgeist

zeichneten sie aus (V, 110). Liebe und Haß erfüllten, noch nicht von einem sittlichen Bewußtsein geschieden, gleichmäßig das Streben der Menschen. Auch die wildeste Mutter hegte Liebe und Mitleiden zu ihrem Kinde (V, 120).

Furcht und Aberglaube, die notwendigen Gefährten der Unkenntnis natürlicher Kräfte (II, 69), trugen die Religion; gleich Kindern starrten die Wilden in den unerklärlichen Zusammenhang der Dinge; „wenn der Wilde denkt, daß dies Ding einen Geist hat: so muß ein sinnliches Ding da seyn, aus dem er sich den Geist abstrahirt" (V, 80). Daher war seine Religion von einer wilden Einfalt, eine Tochter der Furcht, Bewunderung und Dankbarkeit, eine Bändigerin seines unsteten, leidenschaftlichen Charakters (I, 267). Sie war in ihrem frühesten Stadium eine Mythologie von sinnlicher Schönheit (I, 427), ein fruchtbarer Garten für Sprache und Poesie, ja sie war selbst wahre Poesie (III, 259). Blicken wir um uns, so bemerken wir in der Tat den größten Teil aller Völker der Erde noch in diesem Stande der Kindheit; er ist ein gemeinsames Kriterium aller sogenannten wilden Völker (V, 566).

Berücksichtigen wir, was wir oben über die Entstehung der Sprache und ihre Abhängigkeit von der Natur der menschlichen Seele gesagt haben, so finden wir die Erforschung des Kindesalters einer Nation begründet auf der Erforschung seiner Sprache; denn diese ist bis auf Eigensinn, Unwissenheit, Irrtum und Dürftigkeit ein treuer Spiegel der Volksseele (II, 69). Wie die Sprache eines Kindes bricht sie in einsilbigen, rauhen und hohen Tönen hervor, gibt in Tönen und Geberden ein deutliches Abbild des Ganges der Empfindung (I, 152). Sie malt demnach mit lebendem Ausdruck als die Natursprache des Affekts viel mehr für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenschaften, charakterisiert wie alle anderen Sprachen herzlich und stark empfindend aus Gehör und Gefühl (V, 70); sie vermag „mit dem Wirbelwinde zu rasen, in der Feldschlacht zu tönen, mit dem Meere zu wüten, mit dem Fluß zu rauschen, mit dem einstürzenden Felsen zu krachen und mit den Thieren zu sprechen" (II, 71). Die ganze Seele des Volkes lebt in der von großen Leidenschaften, gewaltsamen Gebärden und mächtigen Tönen erfüllten Sprache; kurze und heftige Akzente des Geschreies in rauhen, einsilbigen Wörtern zeugen von andrängendem Bedürfnis; die starken und ungeglätteten Organe der Wilden stoßen in unregelmäßigem Gange der Perioden und Intervalle unbiegsame Töne hervor (II,

70). Durch nichts als durch diese „tönenden Handlungen“ wurde das sinnliche menschliche Geschöpf inniger gerührt (V, 52).

Da das Verbum der sinnlichste Ausdruck der Handlung ist, wurden tönende, die Natur nachahmende Verba die ersten Machtelemente (ebenda), Verba, denen die ausdrucksfähige Vorstellungskraft des sinnlichen Menschen nur ein Präsens, aber viele Präterita gab (V, 85). Auch in der deutschen Sprache charakterisieren sich die Verba durch ihren „lebendigen Laut“ als deren ältesten Teil; überhaupt sind sie in Handlung und Bewegung eindrucksfähiger als das tätige oder leidende Wesen der Nomina (II, 74).

Je roher eine Sprache ist, je sinnlicher also die sie gebärende Empfindung, desto unregelmäßiger gestalten sich auch ihre formalen Elemente in Deklination und Konjugation in inniger Abhängigkeit von dem Gange des Gefühls und der Vernunft (V, 83). Die Wurzeln der Wörter sind von den Ideen der Spracherfinder „durchwebt“ (V, 71); Artikel und Nomina in ihrer frühesten Natur zeigen Spuren der Menschlichkeit. Die Gefühle von Liebe und Haß, Fluch und Segen, Sanftheit und Widrigkeit personifizieren das älteste Wörterbuch zu einem tönenden Pantheon, einem Versammlungssaal beider Geschlechter (V, 54). Daher hatte die Sprache trotz ihrer rauhen Stärke Reichtum an Bildern und höchsten Wohlklang (I, 231), und ihre Schöpfer und ersten Träger verliehen ihr in sinnlicher Gestaltung (II, 71) eine feste Klarheit und lebendige Anschaulichkeit, da der Zweck der Rede in unmittelbarem Gefühl ihre Seele bewegte (V, 181).

Eine solche Sprache aber ist eine poetische Sprache[1]) (II, 75); die Jahrhunderte ihrer Kindheit gehören einem singenden Zeitalter an (II, 78). Sie blieb auch noch eine Art von Gesang, als ihre Bildungen regelmäßiger, ihre Melodien und Rhythmen eintöniger wurden (V, 58). Da man in diesem jugendlichen, poetischen Sprachalter im gemeinen Leben sang, brauchte der Dichter seine Akzente nur zu einem für das Ohr gewählten Rhythmus zu erhöhen. Dann trat in den noch ungefesselten Verbindungen, den frei auseinander

---

[1]) Die Herderische Anschauung, daß alle Poesie in der Sinnlichkeit, d. h. im Gefühl des Menschen begründet sei, geht auf Leibniz zurück; denn Leibniz betonte, daß auch der sinnlichen Vorstellungsweise eine gewisse Vollkommenheit inne wohne und setzte in diese Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntnis das Gefühl des Schönen (Principes de la nature et de la grace 17). Vgl. Windelband, a. a. O. § 34, 11.

fallenden Perioden, ihrem sinnlichen Reichtum an kühnen Bildern, ihrer Leidenschaft kein Hindernis entgegen (I, 153).

Schon in diesen frühesten Anfängen der Poesie, die nach Herder zugleich eine Blütezeit heraufführten, zeigt sich also deutlich, daß man die Sprache nicht allein als Werkzeug der Literatur, sondern auch als deren Behältnis und Inbegriff ansehen muß; beide sind untrennbar; die Vollkommenheit und Eigentümlichkeit beider bewegt sich in auf- und absteigender Linie in ziemlich gleichen Schritten (II, 8). Aus der Natur der sprachlichen Entwicklung erhellt ferner, daß Poesie gegenüber der Prosa als die ältere Tochter der menschlichen Seele geboren wurde, denn die älteste Sprache war eine „Sammlung von Elementen der Poesie", Nachahmung der tönenden, handelnden Natur, „aus den Interjektionen aller Wesen genommen, und von Interjektion Menschlicher Empfindung belebet" (V, 56). Daher malt der wilde Gesang, der Natur der kindlichen Seele gemäß, aus dem lebendigen Gefühl der ausdrucksfähigen Bilder heraus eine lebendige, fast zusammenhangslose Welt (V, 197) in einer rohen, einfältigen, aber um so größeren, zaubermäßigen, feierlichen Art von freiem und kühnem Wurf (V, 186) und eindrucksvoller Tiefe (V, 181). Sein Element ist Lyrik, aber Lyrik, bewegt vom raschen Gange der Handlung. Aus dem „Nothdrang des Inhalts der Empfindungen" gebären sich die sinnlichen, lyrisch-handelnden Lieder wilder Völker in lebendiger Gegenwart der Bilder (V, 164). Ihre Wortsetzung bewegt sich nach einem dunklen Gange der Melodie (V, 161) und verrät sinnlichen Rhythmus (V, 170). Sie sind ihrer Natur und Entstehung nach Impromptus (V, 182).

In der Tat sind die besten Stücke der alten Poesie Reste jener sprach-singenden Zeiten (V, 59), Produkte des Familien-, Stammes- und Nationalgeistes wie der damit verbundenen Vorurteile, „Meinungen des Volks über gewisse ihnen unerklärliche Dinge: Fabeln, die sie zugleich mit dem Stammlen der Sprache von ihren Erziehern lernten . . .: die sich bei einem sinnlichen Volk, das sich statt der Weisheit und Wissenschaften, mit dem Hirtenleben, dem Ackerbau und den Künsten abgiebt, sehr lange Zeit erhalten können, und dem Dichter also vielen Stoff darreichen zu Erdichtungen, die das Herz des sinnlichen Volkes sinnlich rühren können" (I, 263). Daher öffnet besonders die Mythologie alter Völker wegen ihrer sinnlichen Schönheit der Dichtung unerschöpfliche Quellen (I, 427).

Den Beweis für die Wahrheit obiger Darlegungen findet Herder in dem Wesen der morgenländischen Sprachen und Literaturen und den Dichtungen Ossians.

Die Abstrakta jener Sprachen waren zuerst nichts als Sinnlichkeit: „Der Geist war Wind, Hauch, Nachtsturm! Heilig hieß abgesondert, einsam: die Seele hieß der Othem: der Zorn das Schnauben der Nase“ (V, 78); ihre Elegien verrieten in Heul- und Klagetönen „eine fortgehende Interjektion der Natursprache“ (V, 10); dunkle Kürze und häufige Wiederholung, Wildheit, Grausamkeit und gewaltsame Anlage der Charaktere zeichnen sie aus. Sie stehen freilich unseren aufgeklärten Zeiten so fern, daß nur das Gefühl eines warmen Herzens und eine starke Einbildungskraft uns in jene Zeiten versenken und ein Verständnis ihrer Lieder ermöglichen kann (V, 417). —

Der Kindheit des Menschengeschlechtes folgte das Knabenalter. Die Seele des Einzelnen wie die des Volkes wandelte sich in Sitte, Gesetz, Religion und Sprache zu der neuen Welt des ägyptischen Bauernstandes. Ehedem rein väterliche, kindliche, schäfermäßige und patriarchalische Neigungen wurden dörflich, städtisch und bürgerlich. Der Knabe lernte Ordnung, Fleiß und Bürgersitten (V, 487). War der ägyptische Bauer auch „kriechend, sklavisch, ein Erdethier, abergläubisch und traurig, hart gegen Fremde, ein gedankenloses Geschöpf der Gewohnheit“ (V, 507), so erzeugte doch die Wandlung den Sinn strengen, treuen Fleißes, der Sicherheit und starken Ruhe. Einer ordnenden Gesetzgebung war er in Bedürfnis und Genuß verpflichtet (V, 487).

Offenbar entsprachen auch die übrigen Funktionen des individuellen wie des staatlichen Lebens dieser Charakteristik. Immerhin erscheint dieses Lebensalter für das Gesamtbild menschlichen Seins nicht so bedeutend als die Kindheit. Im schnellen Gange der Entwicklung strebte der Knabe zum Jüngling, der Jüngling zum Mann. Beide sind nur Mittel zu der kraftvollen Erscheinung des Mannesalters. Daher waren auch der phönizische Kaufmann, „der erwachsenere Knabe“ und der „schöne griechische Jüngling“ nur Übergangsstadien der Entwickelung.

Der Jüngling bildete sich zu politischen Sitten, zu bürgerlicher Brauchbarkeit und ward Mann (II, 79). Der Mann aber konnte den Jüngling und Knaben, den schöpferischen Künstler, Kaufmann und Bauer noch nicht entbehren und zwang sie in seinen

Dienst, denn er für sich wollte nur Wunder der Tapferkeit und Männlichkeit mit Kopf, Herz und Armen (V, 500). Das Mannesalter der Römer bedeutete den Höhepunkt der alten Welt, denn hier bildeten sich die Nationaltugenden zu unverkennbarer, heroischer Größe. Wollust, Verweichlichung und selbst der feinere Genuß wichen der selbstlosen Arbeit für den Staat; ein gefaßter Heldenmut ohne Tollkühnheit befähigte den Römer „zu harren, zu überlegen, zu bereiten und zu thun" (V, 499). Gefühl und Verstand, Neigungen des Individuums und Pflicht gegen das Gemeinwesen, Tatkraft und gesunde Sinnlichkeit hielten sich im freien Spiel der Kräfte die Wage. —

Das Zeitalter Roms sank in die Vergangenheit, nachdem seine Aufgabe im Leben der Völker erfüllt war. „Da ward im Norden neuer Mensch gebohren" (V, 515).

Auch die Völker, die jetzt in die Geschichte eintraten, lebten vorerst in Patriarchien des Kindesalters, wie sie der Norden seiner Natur gemäß hervorbringen konnte (V, 514); ebenso war ihre Religion „ein Rest des Orients auf Nordische Art gebildet" (V, 517).

Nicht sinnlos und zufällig gestaltete sich der Eintritt der Germanen in die Geschichte. Die modernden Kräfte greisenhaften Römertums verlangten Ersatz (V, 514); eine ungeheure Gärung regte in schwärmerischen, gewaltsamen, ja abscheulichen Revolutionen die Völker auf. Empfindung, Bewegung und Handlung gerieten in gewaltigste Erregung (V, 526), wilde Unordnung und Händelsucht, aufsteigende unvollkommene Verfassungen, die ebenso schnell wieder versanken: alles nur zu dem einen Zwecke, Kräfte zu wecken und zu regen und eine neue Basis zur Förderung menschlicher Glückseligkeit zu schaffen. „Das Schicksal zog die große abgelaufne Uhr auf! Da raßelten also die Räder!" (V, 526). So bildete der Geist des Mittelalters, des Mannesalters nordischer Menschheit, mit demjenigen der Spartaner und Römer die sinnliche Blüte des Welt- und Zeitgeistes (V, 575).

Das mittelalterliche Wesen fand seine spezifische Prägung im Rittertum. Sein bedeutsamstes Kennzeichen war der „Rittersinn", als solcher ein „Produkt der ganzen Vergangenheit, in der gediegenen Form des Nordlands" (V, 527—528). Ehre und Liebe, Treue und Andacht, Tapferkeit und Keuschheit verbanden sich in der Seele des mittelalterlichen Menschen zu einem bis dahin unerhörten Ideal,

dem alle Völker Europas huldigten. Allerdings war neben dieser einheitlichen Weltanschauung für Nationaltugenden wenig Raum; die Völker verloren das ihnen an Stärke und Schwäche Eigentümliche; aber gerade in dem gemeinsamen Ideal, das durch eine so gewaltige Bewegung und Mischung aller Kräfte entstand, offenbarte sich der Fortgang ins Große. Das gotische Mittelalter war „gewissermaassen noch immer Inbegriff alle der Neigungen, die voraus einzelne Völker und Zeitläufte entwickelt hatten": sie lassen sich sogar in sie auflösen, wie man das Wesen der menschlichen Seele aus frühesten Elementen des Kindesalters erklären kann, aber das wirksamste Element, das alle band und zu einer lebendigen Kreatur Gottes machte, war in jedem Einzelnen nicht mehr dasselbe. „Väterliche Neigungen, und heilige Verehrung des weiblichen Geschlechts: unauslöschliche Freiheitliebe und Despotismus: Religion und Kriegerischer Geist: pünktliche Ordnung und Feierlichkeit und sonderbarer Hang zur Aventure — das floß zusammen!" (V, 523). So erscheint uns der gotische Geist jener Jahrhunderte nordischen Rittertums als ein vielgestaltiges Ungeheuer, Gespenst und „romantisches Abentheuer"; „einst wars Natur, war — Wahrheit" (ebenda).

Offenbar aber war die Veranlagung der Deutschen am meisten zur Aufnahme jener Ideenverbindung geeignet (III, 470). Das bedeutendste Phänomen aber, das sie zusammenhielt und in dem die mittelalterliche Anschauung gipfelte, war die Rittere hre, einzig dastehend unter allen Jahrhunderten und nur sich selbst gleich (V, 523). Das Streben nach Reinheit und Größe war das Neue und Großartige an ihr.

Das Rittertum ist in seiner weltgeschichtlichen Stellung von den Nachkommen falsch eingeschätzt worden; verspottet und vergöttert ist es doch nichts als einzelner Zustand der Welt, in Licht und Schatten unvergleichlich und einzig, aber mit dem entschiedenen Streben nach Größe (ebenda). Ohne Sinn für Künste und Wissenschaften, Üppigkeit und Feinheit war der mittelalterliche Mensch ein Jünger der Natur, von gesundem, nordischen Verstande, von starken und guten, obgleich wilden Sitten. Keuschheit und Ehre erhoben die Seele des Zeitalters zu wahrer Blüte. Herr und Knecht, König und Untertan kamen in einem wohlgebauten und volkreichen Lande einander menschlich nahe; unberührt von den üppigen Früchten eines weitgedehnten Handels erhielt sich der Mensch kraftvoll, keusch und

fruchtbar in der Ehe (V, 525). Hohe Ideale atmete die ritterliche Feudalität: männlichen Mut und Zutrauen auf gegenseitige Redlichkeit in den Gesetzen, Treue und Ehrfurcht. Fern von dem Gewühl üppiger Städte bauten die Ritter mit ihren Untertanen das Land und schufen sie zu gesunden und lebensfrohen Menschen (V, 515). Die rohe und freiwirkende Kraft der Feudalherren brauchte die Form der kleinen, unabhängigen Herrschaft; die Freiheit der Stände gewährte ihnen berechtigten Stolz, Selbstvertrauen und Mannheit und rettete sie vor dem Despotismus des Staates und der Kirche (V, 525). So entstand ein Chaos, in dem jeder Teil nach dem Großen, „nach neuer höherer Schöpfung strebte, ohne zu wißen, wie? und welcher Gestalt?" (V, 528).

Jenes Chaos zeigt jedoch bei näherem Zusehen ein ordnendes Band; die Vielheit von Königreichen und Brudergemeinden wurde durch höhere Einheiten zusammengehalten: die gleiche Weltanschauung bei gemeinsamer deutscher Abkunft, das gleiche Verfassungsideal und eine in der Macht des Papsttums sichtbar begründete Religion; sie bildeten trotz unzähliger Fehden der Glieder doch einen organischen Körper (V, 529), der gerade durch andauernde Reibung und Übung der Kräfte in Atem und Gesundheit erhalten wurde (V, 516). Und nun denke man sich „von Jahrhundert zu Jahrhundert jene ungeheuren Anstalten von Geistlichen Ehrenämtern, Klöstern, Mönchsorden, endlich später gar Kreuzzügen und der offenbaren Herrschaft der Welt — ungeheures Gothisches Gebäude! überladen, drückend, finster, Geschmacklos — die Erde scheint unter ihm zu sinken — aber wie groß! reich! überdacht! mächtig! — ich rede von einem Historischen Eräugniße!" (V, 522).

Gerade in jenen scheinbar gewaltsamen Anstalten und Verbindungen offenbarte sich das Feste, Bindende, Edle, Großherrliche und Kräfteerweckende der Zeit (V, 524—525).

Aber auch um die Moralität des Zeitalters war es gut bestellt. Spät reifte die Jugend zum Genusse heran; Bescheidenheit, jugendliche Blödigkeit und Scham zierten die Geschlechter (V, 551). Ehre und Freiheit, Liebe und Tapferkeit, Höflichkeit und wohlgesetzte, anständige Redeweise, Andacht und Ergebung in den göttlichen Willen adelten die Sitten der Zeit. In Einzelheiten oft wirr und unklar, in den Irrgängen der menschlichen Seele voll Aberglauben und Fehlgriffe, entwickelte doch die ungeheure Ausbildung mittelalterlichen Geistes in großzügigen Formen einen festen Bau von

erhabener Einheit, erdrückend und erhebend zugleich: gotisch (V, 526—527). Das Mittelalter erreichte eine Stärke und Reinheit, an der sich alle philosophische Klugheit der Aufklärung vergebens hätte mühen können.

Auch das alte deutsche Eigentumsrecht entsprach dem Volkscharakter und wirkte als ein lebenswarmes Erzeugnis von Erfahrung und Gewohnheit in den Händen des Solons eines Dorfes, wenn er auch nur einen Strom menschlicher Empfindungen und Tätigkeiten in Gang brachte, mehr als ein allgemeines Gesetzbuch voll Raisonnement (V, 542).

Gerade aus der bewußten Gestaltung der Stammes- und Volkseigentümlichkeiten, aus dem besondersten Einzelbedürfnisse in der Patriarchenhütte, im engen Ackergebiete wie in der kleinen Republik, „wo man alles kennt, fühlt, also auch zu fühlen geben konnte, das Menschliche Herz in Hand hatte und übersahe, was man sprach!", bildete sich aus Erfahrung und Tat menschliche Glückseligkeit (V, 544). Wahre Empfindung, von Würde und Hoheit geadelt, der die einfachste, bescheidenste Sprache Ausdruck verlieh, bannte und lenkte die Menschen; man handelte als Held und fühlte als Mensch (III, 34) mit dem einzigen Zweck, volle, gesunde und wirkende Seelen zu schaffen (V, 535). Reines Gefühl der Menschenseele, getragen von einem starken Willen, erwies sich als fruchtbarer Schöpfer allgemeiner Glückseligkeit.

Auch das letzte Ferment: christliche Religion fügte sich organisch in das Gesamtbild (V, 516 ff.). „Die kleinen Verfaßungen, wo sie alles umschlingen konnte, die weit abgesonderten Stände, wo sie gleichsam allgemeiner Zwischenstand ward; die grossen Lücken der blos Kriegerischen Lehnsverfaßung, wo sie an Wißenschaften, Rechtspflege, und Einfluß auf die Denkart alles ausfüllte, überall unentbehrlich und gleichsam Seele zu Jahrhunderten wurde, deren Leib nichts als Kriegerischer Geist und sklavischer Ackerbau war — konnte eine andre Seele, als Andacht, die Glieder binden, den Körper beleben?" (V, 521—522). Nicht also ein großartiges, aufgeklärtes philosophisches System, sondern das innige, hingebende Gefühl der Andacht erfüllte das geistige Leben der mittelalterlichen Welt. Die mittelalterliche Religion offenbarte die ungeteilte menschliche Seele; „hier ist die Tugend noch nicht der feine Begriff von Bezwingung sein selbst, und Enthaltung, bis zur Reinigkeit der Seele, sondern Würksamkeit und Erhebung seiner selbst: die Moralische Empfindung ist noch

nichts als Menschlichkeit, im weiten Begrif des Worts Humanität, und die höchste Vernunft wird nach Klugheit und Weisheit im Menschlichen Leben gerechnet“ (II, 154). Die Tugend ist also nicht Askese, sondern Mittel zur Förderung der allgemeinen Glückseligkeit; sie ruht zugleich auf der ungeteilten Entfaltung der dem Menschen verliehenen sinnlichen Kräfte.

So begreift Herder das Mittelalter als eine Zeit mitten inne zwischen Wildheit und Schwäche, in der sich die menschliche Seele leidenschaftlich offenbarte. Erst die Regierung Maximilians I. und Karls V. brachte den Wendepunkt der nachrömischen Zeit; unter ihnen versank die Gotik und eine neue Basis europäischer Staatsverfassung stieg herauf. Damit aber vollzog sich eine neue Geburt des menschlichen Geistes in Literatur und Religion, Rechts- und Sittengeschichte durch ganz Europa (III, 470—471). Würde nicht eine künstlerische oder historische Bearbeitung dieser bedeutenden Übergangszeit für das Verständnis der mittleren und neueren Geschichte ungemein fruchtbar sein? (III, 471). Auch die italienische Geschichte, insonderheit ihre geistige und religiöse Entwicklung wäre wegen ihrer engen Verknüpfung mit der deutschen Geschichte heranzuziehen (III, 469).

Diese Welt ist eines großen Dichters würdig; er fühle sich in ihr innerstes Leben hinein und bilde sie so, wie sie war (II, 154). —

Die Seele, die sich im Mannesalter der Menschheit so gewaltig offenbarte, mußte notwendigerweise auch in Sprache und Literatur einen ihr konformen Ausdruck finden. Wir haben oben gesehen, welches nach Herder die inhaltlichen und formalen Elemente der Lieder des sinnlichen Morgenländers waren. Da auch im Norden der Gang der Geschichte mit Patriarchien begann, mußte Sprach- und Literaturentwickelung einen der morgenländischen ähnlichen Gang nehmen. Nur daß der Norden sich schneller vom Kindes- zum Mannesalter entwickelte, infolgedessen seine Literatur schon frühzeitig die Merkmale männlichen Charakters zeigte.

Dem Kindesalter der nordischen Menschheit entstammen Ossian und die Barden. Dem Wesen nach stehen beider Dichtungen auf einer Stufe. Ihre Lieder sind der Ausfluß wahrer, andrängender Empfindung voll natürlicher, rührender Einfalt. Aber ihre Themata strömen nicht mehr aus dem Nachstammeln der Töne der Natur. Sie singen von Tat, Begebenheit, Geschichte mit einer erhabenen

Würde und kurzen, fast dürren Stärke. Die nackten Bilder unseres Vaterlandes erschienen im Bardengesang treu, reich und vielsagend; Tat, Bild und Geist sprach aus jedem Worte. Ein fortgehend Dramatisches der Handlung, Stärke und Einfachheit bestimmte den Fluß der Rede, bewegt durch ein Freies und Feierliches des Silbenmaßes, „als wenns Todtenstimme wäre". (Vgl. V, 177 a. 1, 331, 332.)

Mit dem beginnenden Mittelalter verstummten Ossian und die Barden. Die menschliche Seele verlor die sinnliche Kraft des Nachempfindens. Die Sprache wurde Ausdruck eines starken, männlichen Geistes mit bestimmten sittlichen und politischen Eigenschaften. Danach schwand ihr Charakter als Gesang der Natur (II, 84). Rhythmus und Melodie wichen zurück; was einst unmittelbarer Ausdruck der Seele gewesen war, sank zu Bild und Gleichnis herab (I, 231). Dagegen wurde die Sprache reicher an Begriffen und wandelte sich in eine schöne, natürliche Prose (I, 154; II, 79).

Daß sich diese Umgestaltung gerade bei uns Deutschen so schnell vollzog, liegt im Volkscharakter begründet; denn „die Prose ist uns die einzig natürliche Sprache, und das seit undenklichen Zeiten gewesen" (II, 76). Sie hat eine „starke Kürze" (II, 52), wie die ihr verwandte Sprache Shakespeares, die sich in „harten, einsylbigen, wütenden Ungewitterworten" entladen kann (V, 257). „Auch in der Verkettung und Gliederfolge unserer Perioden bemerkt man den Gang eines Deutschen, der freilich nicht wie ein Kind, hüpfen und springen will wie ein Gaukler: sondern dem ein einförmiger, gesetzter und männlicher Gang eigen ist" (II, 44). So entwickelte sich die deutsche Sprache zu einer eigentümlichen, ursprünglichen Nationalsprache (II, 30); „mit der Natur ihrer Eigenthümer verglichen, ist sie ein Gothischer Pallast für eine Gothische Nation, für den Ehrennamen tapferer Barbaren, eine Barbarische Sprache" (II, 31). Gerade in ihren Eigentümlichkeiten offenbart sich ihre Schönheit und der Charakter der Nation.

Ihre vornehmste Eigenart, die uns kein Nachbar durch eine schiefe Übersetzung rauben kann, findet Herder in dem Reichtum an Idiotismen (II, 44). Sie stehen unter dem besonderen Schutze des Genius der Nation. Dasselbe gilt von dem Gebrauche der Elision (V, 195) und der Natur unserer Konsonanten. Wenn diese dem Ohre romanischer Völker rauh und barbarisch klingen, so sind sie doch „Concente der Tapferkeit, um Götter und Stammväter

unseres Volks, Helden und Erretter der Nation zu preisen, Schlacht- und Siegeslieder andern Völkern unnachgesungen zu singen" (II, 32).

Ein Nationalschriftsteller halte sich also an das Eigentümliche der Sprache, das dem Charakter der Nation am meisten entspricht; auch vor dem Groben, nur scheinbar Geschmacklosen schrecke er nicht zurück (II, 213): „Allein umso gelegner und wie geruffen sollten solche kommen, die diesen Sprachverderbern das Werkzeug noch zu rechter Zeit entreißen, und es zu dem Rüstzeuge machen wollen, das in den Händen einer heiligen Regellosen Unbesonnenheit Wunder thut. Desto angenehmere Gäste sollen uns die seyn, die unserer rüstigen und tüchtigen Sprache ihre alte Baumstärke wiedergeben ..." [1]) (II, 10).

Ein zweiter Weg zur Wiederbelebung des Eigentümlichen, Gotischen der deutschen Sprache geht von der Erforschung und Erweckung ihrer Literatur aus. Vor allem wartet der deutsche Ossian noch auf das stille, einfältige und starke Genie, „das sich an ihm wecke, zu seinem Grabhügel wallfahrte und die Reste seiner Laute sammle" (V, 329).

Daß die deutsche Sprache immer eine Originalsprache gewesen ist, beweist auch der weitere Verlauf ihrer Geschichte (II, 248). Die süße und edle Sprache des schwäbischen Minnesanges erhob sich (nach Herder) aus dem Boden der Volkssprache. Jene Dichter „sollten wir als die Altväter unserer Poesie und Sprache lesen, lernen und verehren" (ebenda). Ja selbst die Fülle neuer Ideen und Formen, die der Orient über das Spanien und Italien des Mittelalters brachte, verarbeitete das gotisch-mönchische Element des germanischen Geistes zu einer einzig dastehenden Weltanschauung, jenem Ungeheuer, „das Ritter- und Riesenromane, Kreuzzüge und Turnierspiele, Mystiker und Scholastiker ausspie — welch

---

[1]) Bereits Bodmer und Breitinger kämpften für Dialekte, Archaismen und „Machtwörter" gegen die normalisierende Schreibweise Gottscheds. Ebenso der Benediktiner Pater Augustin Dornblüth von Gengenbach in seiner Schrift: „Observationes oder gründliche Anmerkungen über die Art und Weise, eine gute Übersetzung, besonders in die Teutsche Sprache zu machen. Nebst einer Critic über Herrn Gottschedens sogenannte Red-Kunst und teutsche Grammatik. Aus patriotischem Eyfer zur Verhütung fernerer Verkehrung und Schändung der ausländischen Bücheren". Augspurg 1755. Vgl. Burbach: „Die Sprache des jungen Goethe": Verhandlungen der 37. Vers. d. Philol. u. Schulm. in Dessau 1884. Leipzig 1885, S. 166—180.

ein Phänomenon in der Geschichte des Menschlichen Verstandes!" (IV, 216).

Unter den modernen Dialekten steht der der Schweizer der alten deutschen Einfalt und Stärke (I, 164) in den idiotismenreichen Schriften der Meistersänger, Luthers und Opitzens wohl am nächsten (I, 165). Insonderheit ist Luther, wie Klopstock[1]) betont, der große Lehrer und Meister einer an kühnen Würfen und Inversionen (V, 199) reichen Sprache (II, 42). Allerdings ist seine Sprache nicht mehr die der Minnesinger, wie Bodmer behauptet (IV, 300 f.); umsomehr atmet der „ehrliche Stil" seiner Bibelübersetzung den Geist der Nation und ihrer Sprache auf einem bedeutenden Höhepunkte (II, 205). Wie sich mit der nationalen Denkart seit den Zeiten des Minnesanges auch der Ausdruck im Leben der Sprache gewandelt hat, dafür bietet die Eigenart Luthers beredtes Zeugnis (I, 368).

Nach dem Schwulst und der Verflachung des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts begannen zuerst die Schweizer, das Interesse für altdeutsche Philologie und die nervenvolle Stärke mittelalterlichen Sprachcharakters in die breitere Öffentlichkeit zu tragen (I, 375). Bodmers kritischer Forschung erschloß sich die Erkenntnis, „was altes Deutsch gewesen, und wahres Deutsch seyn sollte" (IV, 299). Auch Schlegel beschäftigte sich in seinem „Heinrich dem Löwen" mit dem Geist der mittleren Zeiten (IV, 234). Vor allem gelang es dem schöpferischen Geiste Klopstocks, diesem Genie in Schönheiten und Fehlern, mit einer kurzen, starken, abgebrochenen, altdeutschen Sprache, einem dramatischen, echt deutschen Wortbau (V, 175) den neuen Geist alter Freiheit in Deutschland recht eigentlich zuerst auszubreiten (I, 165).

§ 5. Herders Anschauungsweise: Fortsetzung.

Die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts bedeutet den Abschluß des Mannesalters der germanischen Menschheit. Die alten Werte in Sprache und Literatur, Sitte und Recht, Politik und Religion, die die Höhe des Zeitalters bedingt hatten, schwanden; welche neue traten an ihre Stelle? Entsprach der Gewinn dem Verlust?

---

[1]) Vgl. Nord. Auff. Th. 1, St. 26.

„Lange ewige Nacht klärte sich in Morgen auf: es ward Reformation, Wiedergeburt der Künste, Wißenschaften, Sitten! — Die Hefen sanken; und es ward — unser Denken! Kultur! Philosophie! on commençoit à penser comme nous pensons aujourd'hui: on n'étoit plus barbare" (V, 530). Eine einseitige Kultur des Verstandes begann die menschliche Seele zu beherrschen, in der vorher Gefühl und praktisches Denken sich die Wage gehalten hatten. Zwar war zu jeder einzelnen, den vergangenen Lebensaltern eigentümlichen Betätigung noch Anlage vorhanden, aber welche Kluft dehnte sich zwischen dieser Anlage und dem ganzen Gefühl des Seins in einem ausgeprägten Charakter! (V, 503). Die Veranlagung des Zeitalters zu allgemeinen Abstraktionen im Denken, Wollen, Leben und Tun entwöhnte zwar den Menschen von der mittelalterlichen, grobsinnlichen Auffassung (V, 574), doch entwickelte sich mit dem Mangel an innigem Gefühl bald eine unheilvolle Herrschaft des Verstandes (V, 541). Der Verstand unterwarf sich zum Schaden des Ganzen Neigungen, Triebe und Tätigkeit zu leben; Philosophie, Gedanke, leichtere Mechanik wurden die Merkmale der neuen Zeit, von denen sie sich bald völlig beherrschen ließ (V, 486; 537). Starke Einbildungskraft, die lebhafteste sinnliche Empfindbarkeit der Seele wich einem gekünstelten, französierenden Gesellschaftsgeist. „Selbst in Gedichten sind wir so ganz in der Kunst, daß wir fast aus der Natur heraus sind. Wir folgen immer lieber einem feinen, artigen, künstlichverwickelten Gange der Dichtung, als dem vesten, raschen, kühnen Tritte der Muse auf den rauhen Pfaden der Natur" (V, 416). So ruht die nachreformatorische Dichtung mit ihrer Fülle von angenehmen pensées und Reflexionen auf ganz anderen Seelenkräften. „Alles bis auf unsre Dichtkunst und Dichtungssprache hat den Weg des schönen Anstandes, des Feinausgedachten und Feingesagten, der guten Wendung, des vollendeten Umrisses auch in Bilde, Perioden, Vers, Wohlklang, Sylbenmaas — den Kunstweg hat alles genommen" (V, 324). Was einst Natur war, ist jetzt künstliche Spielerei.

Das einstige warme Gefühl in Familie und Freundschaft hat sich zu Ideen von allgemeiner Menschen-, Völker- und Feindesliebe verdünnt; Grundsätze der Freiheit, Ehre und Tugend erfüllen eine Zeit, die zu feige ist, sie in die Tat umzusetzen. Die tatenfrohe Vergangenheit hat einer ideenreichen Zeit weichen müssen. Edles, kraftvolles Gefühl ist zu niederem Trieb herabgesunken; die Menschen

keuchen unter den ärgsten Ketten der Schande, Üppigkeit, elenden Planlosigkeit (V, 538).

Die Seele der Jugend, die doch am ersten Sinnlichkeit und Gefühl bewahren sollte, erstirbt unter dem Mangel an tiefer Empfindung (IV, 455); die moderne, abstrakte, freidenkende Philosophie ohne System, Grundsätze und Demonstration bietet ihr keinen Ersatz (V, 553). So werden durch die Lehren weniger, inhaltloser Sentiments „Affen der Humanität, des Genies, der Frölichkeit, der Tugend“ für ganz Europa (V, 537). Zum tätigen Leben vollends ist der „gebildete Mensch“ unbrauchbar: „Ein Geschäft auf der Welt, wollt ihrs übel besorgt haben, so gebts dem Philosophen!“ (V, 535—536). Die Schuld daran tragen vor allem die Geburtsstätten der Aufklärung zur Bildung der Menschheit: „Kanzel und Schauplatz, Säle der Gerechtigkeit, Bibliotheken, Schulen[1]) und ja insonderheit die Kronen aller: illustre Akademien“; sie schaffen keine bleibenden Werte, — sie spielen! (V, 539). Aufklärer vom Schlage eines Voltaire, Robertson, Hume, Iselin preisen das erleuchtete Jahrhundert wegen der Wärme seiner Ideen und übersehen doch seine wirkliche Todesschwäche unter Unglauben, Despotismus und Üppigkeit (V, 524). Mit Codices der Erziehung und der Gesetze ist nichts getan (V, 593), nur die Erfahrung ist die Grundlage für eindrucksvolle Vorbilder.

Nicht genug damit, daß die neue philosophische Weltanschauung die Seelenkräfte des Einzelnen verbildet, sie ist überhaupt antinational, wesensfremd der deutschen Volksseele, ein Reis, das durchaus nicht ihrer Natur entspricht. Ein tyrannisches Vorbild im Denken hat sie zur Untreue gegen sich selbst, zur Selbstentäußerung erniedrigt (I, 367). Originalgenies und Individualitäten sind verloren gegangen; Nationalcharaktere sind ausgelöscht; kalter Egoismus erfüllt statt bewußter Betonung der Eigenart das Zeitalter (V, 550—551).

---

[1]) Vgl. IV, 453: „sehet die elenden Schüler, die in ihrem Leben nichts als Metaphysik an Sprache, schönen Künsten und Wissenschaften, und Allem nichts als Metaphysik lernen! sich an Dingen zermartern, die sie nicht verstehen! über Dinge disputiren, die sie nicht verstanden haben. Sehet elende Lehrer! und Lehrbücher, die selbst kein Wort von dem verstehen, was sie abhandeln. In solchen Wust von Nominalbegriffen, Definitionen, und Lehrbüchern ist unsre Zeit gefallen: drum liefert sie auch nichts grosses: drum erfindet sie auch nichts. Sie ist wie der Geizige, hat Alles und geniesset nichts“.

Eben weil mehr Aufklärung in Europa ist, ist weniger Tugend vorhanden (V, 554). Die rauhe Stärke des Deutschen ist einer weichen Süßlichkeit gewichen; mit den Lastern und Tugenden der mittleren Zeiten sind auch Kraft und Saft verloren gegangen (V, 555). Ein schwächlicher Mittelzustand beherrscht alle Verhältnisse. Glatter Politesse und einem gefüllten Beutel öffnen sich die Tore der großen Welt (V, 575). Frühe reißen Gesellschaften und Frauenzimmer der Jugend den unbehilflichen Mantel der Tugend ab (V, 551); die Blüte der Geschlechter in Ehe, Mutterliebe und Erziehung wird ruiniert (V, 575). Es ist bequemer, ehrwürdiger und glorreicher geworden, ohne Kraft, Mut und Gelegenheit Haus-, Kammer- und Betträuber zu werden; schwache, philosophische Köpfe folgen dem wechselvollen Gange ihrer Triebe und werden, da sie das Gefühl des Herzens doch nicht völlig unterdrücken können, von Stimmungen hin- und hergeworfen; Tugend und innere Festigkeit war nur für starke Seelen (V, 556).

Auch das Leben des Staates hat dieselbe Wandlung ergriffen, wie ja eine Umbildung der Volksseele nicht ohne entsprechende Wandlung des individuellen Seins möglich ist. Der Heroismus ritterlicher Tapferkeit, der die kleinen Feudalstaaten und Republiken in steter kräfteweckender Bewegung und starkem Dasein erhielt, wich vor der Erfindung des Geschützes zurück (V, 533); damit gerieten auch die feudalen Herrschaften mehr und mehr unter die Gewalt des absoluten Staates. Der Soldat sank zum Lohndiener des Staates herab, das Heer zu einer gedingten, kraft- und willenlosen Maschine in der Hand eines philosophischen Kopfes von General (V, 534). Statuen des Herkules können keine Tapferkeit erzeugen (V, 543); Schwelgen in schönen Ideen macht keine Männer der Tat. „Hat der Liebling der Braut nicht eine schönere Stelle, als der Dichter, der sie singt?“ (V, 545). Auch in der modernen Staatskunst erfüllt der neue philosophische Geist die Regierungsart; als Dienerin des Despotismus baut sie ihre Pläne auf immer fertige Soldatenmützen (V, 535); weit hinausstrebend sind ihre Pläne; aber sie vergißt über ihnen das Wohl des Einzelnen; Tatkraft und Freude an der Mitarbeit am Gesamtwohl werden dem Staatsbürger entzogen. Ein Sokrates wäre dem aufgeklärten Jahrhundert eine lächerliche, unnütze Figur, denn über der Politik der großen Mächte ist die Einfalt der Sitten, der Nationalcharakter auf engem Schauplatz verloren gegangen (V, 568). Die wesentliche Änderung im Staats-

leben ist also das Schwinden der Feudalität unter dem Druck des absoluten Staates; damit wurden aber die kräfteweckenden Elemente beseitigt; der Staat wurde Maschine im Dienste des Despotismus.

Ebenso verhält es sich mit dem Gerichtswesen. Nachdem die Buchdruckerei erfunden war, und jedermann auf eigene Faust gelehrt werden konnte (V, 533), hat die Verflachung des Denkens „in unsre Gerichtsschranken, statt kleiner, staubichter, detaillirter Känntniße, wo jeder Vorfall als der behandelt und untersucht werden soll, der er ist — hat darin welch schönes, leichtes, freies Urtheil gebracht, nach zwei Vorfällen alles zu meßen und abzuthun! über das Individuelle, worin allein Species facti besteht, hinüber, sich am hellen, vortreflichen Allgemeinen zu halten — statt Richter — (Blüthe des Jahrhunderts!) — Philosoph zu seyn: hat in unsre Staatswirthschaft und Regierungskunde . . . . Grundsätze durch den Mund Montesquieus entwickelt, aus und nach welchen hundert verschiedene Völker und Erdstriche, aus dem Stegreif nach dem Ein mal Eins der Politik in zwei Augenblicken berechnet werden" (V, 536). Die Anzahl der Gesetze wurde vermehrt; aber der große Zweck aller Gesetzgebung und Staatskunst, innere Verbesserung, Menschheit, Glückseligkeit zu erwecken (V, 545), spukt nur noch in den schwachen Köpfen einiger schöngeistiger Philosophen. Auch die Regenten sind unter die Philosophen gegangen. Da alle großen Handlungen in Gesetzgebung und Politik, sofern überhaupt noch welche vorhanden, im geheimen geschehen, fehlt es der Jugend an bedeutenden, erweckenden Beispielen (IV, 455); sie verschläft in Ruhe, Üppigkeit und Gedankenfreiheit den Mut zur tätigen Förderung der allgemeinen Glückseligkeit (V, 526). Die Individualität des Einzelnen verflacht, das Jahrhundert ist arm an Persönlichkeiten.

So kam für die frühere vermeintliche Knechtschaft erst wahre Unfreiheit über Europa (V, 525).

Der Zwang, der in steifen Förmlichkeiten die Gesellschaft beherrschte, dehnte sich auch über die übrigen Funktionen des Lebens aus. Mehr und mehr entfernte man sich von der freiwirkenden Natur (II, 154): vor allem, „was die Nachwelt am meisten bewundern wird, eine Architektur auf der Fläche und mit allen Produktionen der Natur — das Gartenwesen! voll Proportionen und Symmetrie! voll ewigen Genußes und ganz neue Natur ohne Natur" (V, 553).

Am besten fährt bei der vernichtenden Kritik Herders die neue Religion. Aus naheliegenden Gründen. Der Kritiker vermochte offenbar seiner eigenen Anschauung gegenüber, die ihm Beruf und Lebenselement bedeutete und zugleich noch ziemlich tief in der Aufklärung befangen war, nicht den historischen Standpunkt festzuhalten. Zwar ist die Religion des Jahrhunderts nicht mehr die Tochter der Einbildungskraft, aber doch eine „Schwester der Vernunft und Moralischen Güte“ (I, 268); sie ist auf dem Wege zur Weltreligion, zu einem „Deismus der Menschenfreundschaft“ (V, 520). Doch auch in dieser Bewegung entbehrt sie des nationalen Charakters.

Mit diesem einzigen Lichtblick schließt Herder die Betrachtung der Aufklärung, des Greisenalters der menschlichen Seele, das in seinen Augen nur das einzige Verdienst hat, durch die eigene Verwesung einen neuen Auftritt der Weltgeschichte vorzubereiten. Sein Kennzeichen ist Schwäche auf allen Gebieten des individuellen und staatlichen Lebens. Die sinnlichen, starken Bande der alten und mittleren Zeiten waren aufgelöst; aber auch die feineren Bande des aufgeklärten Jahrhunderts wurden zernagt durch Philosophie, Freigeisterei, Üppigkeit und Schwäche (V, 579). —

So offenbart sich uns das Weltgeschehen als ein ewiger Kreislauf von Perioden des Wachstums, der Blüte und Abnahme im Leben der Völker, wobei, wenn wir das Verhältnis von Zeit und Kräften betrachten, dem Einzelnen nur ein Minimum von Zeit zum Auswirken gegeben ist. Wie Individuum und Volk, so durchläuft auch das Menschengeschlecht eine Kette von Lebensaltern (V, 504). Neigungen, Sitten, eine Welt von Gewohnheiten gehen unter und steigen in anderer Form empor; im Sturm der Leidenschaften gebiert sich eine neue Welt. Große Persönlichkeiten, in deren Seele sich die neuen Kräfte zuerst anzeigen und entfalten, führen in gewaltsamer Revolution neue Zeitalter herauf (V, 532). Ihr Wirken darf nicht nach der Gemeinregel gemessen werden, denn sie sind Abgesandte der Gottheit, die als Kometen den ruhigen Gang des Sonnensystems verwirren und in ungeheuren Umwälzungen neue Werte schaffen (V, 583—584). —

Vergegenwärtigen wir uns an dieser Stelle, welche Wirkung die geschichtsphilosophische Auffassung Herders, die wir eben auseinandergesetzt haben, auf die oben[1]) geschilderte romantische Bewegung

---

[1]) Vgl. §§ 1—3.

bei Herder und Goethe und später bei dem literarischen Deutschland haben mußte! Herders oben[1]) analysierte Gedichte zeigen, wie tief er noch kurz vor seinem Straßburger Aufenthalt in romantischen Ideen befangen war. Jetzt sah er auf Grund seiner geschichts-philosophischen Erkenntnis ein, daß eine Wiederbelebung mittelalterlicher Ideale nach dem Gange des Weltgeschehens aussichtslos war, daß man jene Ideale höchstens als wertvoll hinstellen könne. Unzweifelhaft gewann Herder jene Anschauung von den Lebensaltern der Völker im Verlaufe der Arbeit an der Preisschrift über den Ursprung der Sprache, die ihn gerade in Straßburg leidenschaftlich beschäftigte.[2]) Damit war für ihn jegliche Romantik abgetan. Bedeutender war jedoch, daß er nun so gesinnt dem Straßburger romantischen Kreise, insonderheit Goethe gegenübertrat und mit überzeugender Skepsis die romantischen Ideale des Jünglings zerstörte. Daher offenbarte sich später — dies wird sich unten zeigen — der „Gottfried" zwar als eine Verherrlichung mittelalterlicher Kraft und Reinheit, in ihm stellt jedoch der reifere Dichter zugleich die Notwendigkeit dar, daß ein so geartetes Zeitalter einer Epoche des Verfalls weichen mußte und schuf so die tragische Grundstimmung für den dramatischen Konflikt. So setzte Goethe die großartige Erkenntnis Herders, auf deren Prinzipien die moderne historische Betrachtungsweise ruht, fast unmittelbar nach ihrer Geburt in Dichtung um. —

Die Kräfte und Anlagen der Seele werden im Wechsel der Lebensalter durch Entfaltung und Befriedigung verschiedener Sinne abwechselnd bevorzugt (V, 509). Welches ihre Natur und Wirkung auch immer sei, sie dienen alle dem einen Zweck der Entwickelung (V, 507). „Man bildet nichts aus, als wozu Zeit, Klima, Bedürfniß, Welt, Schicksal Anlaß gibt" (V, 505). Ein bestimmter Maßstab der Glückseligkeit für die Entwickelung der Nationen wäre unhistorisch und töricht, denn zu gewisser Zeit und unter gewissen Umständen war jedes Volk einmal das glücklichste (V, 509). Menschliche Vollkommenheit kann also nur relativ, national und säkular sein. Aber gerade auf der Höhe des Daseins war die Aufopferung von Millionen oft Kleinigkeit, Not oder Wohlfahrt

---

[1]) Vgl. S. 17 ff.

[2]) Nach einer Mitteilung des Herrn Professor Menzer, Halle, beruht die Herderische Geschichtsphilosophie im Prinzip auf den kosmogonischen Theorien Kants, die sich Herder in Königsberg zu eigen machte.

(V, 508; 576). Der Weg zur Vervollkommnung läuft nicht in gerader Linie; aber es liegt im Wesen des menschlichen Egoismus begründet, daß sich das letzte Glied zugleich auch für das beste hält (V, 557—558); daher die unsinnige Wertung alles historischen Geschehens von seiten der aufklärerischen Geschichtsphilosophie. Jeder bedeutet an seiner Stelle etwas (V, 561); Mensch bleibt immer nur Mensch, „trotzig und verzagt, in Bedürfniß strebend, in Unthätigkeit und Üppigkeit ermattend, ohne Anlaß und Übung Nichts, durch sie allmählich fortschreitend, beinah alles — ... immer nur Werkzeug" (V, 558).

Betrachten wir das Gesamtbild menschlicher Entwickelung, so staunen wir billig vor dem Werke, „zu dem so viel Schattengruppen von Nationen und Zeiten, Koloßenfiguren fast ohne Gesichtspunkt und Ansicht, so viel blinde Werkzeuge gehören, die alle im Wahne des Freien handeln und doch nicht wißen, was? oder wozu?" (V, 585). Wir fragen nach dem Sinn und Zweck aller Geschichte und ahnen das Wirken eines Schicksals als treibende Kraft von Bildung und Untergang (V, 539).

Wie hat man sich jedoch die Einwirkung dieses „Schicksals" zu denken? Nicht die menschliche Seele bewirkt die allgemeine Weltveränderung, denn auch sie ist ja der Veränderung unterworfen (V, 530). „Alles ist großes Schicksal! von Menschen unüberdacht, ungehoft, unbewürkt — siehst du Ameise nicht, daß du auf dem großen Rade des Verhängnißes nur kriechest?" (V, 531). Das Schicksal aber ist keine blinde, absichtslos schaffende Macht. Wenn wir Menschen gleich nicht den letzten Zweck erkennen, zu dem uns die Gottheit auf ihren Schauplatz berufen hat, vielleicht ist es uns gegeben, „durch Öffnungen und Trümmern einzelner Scenen" ein Verständnis des Ganzen zu gewinnen? (V, 513). Ein treuer Spiegel der Fülle menschlicher Entwickelung, in der doch offenbar das göttliche Wirken zu Tage treten muß, zeigt uns den Weg zur Erkenntnis. Ja gerade in dieser Erkenntnis liegt „Gefühl der Offenbarung Gottes" (V, 565). „Menschenohr weilet wenige Augenblicke, hört auch nur wenige Töne, oft nur ein verdrüßliches Summen von Mißtönen" (V, 560); wir sind zu klein, um den Riesenschritten im Gange des menschlichen Schicksals folgen zu können, „denn wir laufen in Irrlicht und Dämmerung und Nebel" (V, 580); „die Summe unsrer Hinwürkung auf Erden, ist Kraftloser Traum Einer Nachtwache" (V, 478). Daher reicht unser Blick nicht über den

Horizont des historischen Geschehens hinaus; kaum daß wir ahnend den wahren Zusammenhang der Dinge fühlen (V, 510). Suchen wir das Weltgeschehen in allgemeinen Zusammenhängen zu fassen, so entfernen wir uns nur um so weiter von der Wirklichkeit und arbeiten mit farblosen Abstraktionen. „Schöpfer allein ists, der die ganze Einheit, einer, aller Nationen, in alle ihrer Mannigfaltigkeit denkt, ohne daß ihm dadurch die Einheit schwinde“ (V, 505).

So bleibt uns nur der Versuch, aus der Art der Entwickelung menschlicher Seelenkräfte auf die Richtung göttlicher Veranstaltung zu schließen.

Die Gottheit handelt nur durch Natur und Geschichte; sie muß also in der anorganischen, physischen und besonders der psychischen Natur erkennbar sein.

Es erscheint uns unmöglich, das Wesen der Herderischen Vorstellung von Gott, Schicksal, Verhängnis oder wie er es sonst nennt, nach den Auslassungen seiner geschichtsphilosophischen Schrift genau zu bestimmen, auch handelt es sich ja hier vor allem um seine Geschichtsauffassung. Wir haben seine Darlegung wohl so zu deuten, daß im Weltgeschehen, das von vornherein von Gott zu einem bestimmten Zweck so eingerichtet ist, sich Gott selbst im Gange der Ereignisse, im Auswirken menschlicher Seelenkräfte offenbart,[1]) daß es von der Richtung menschlichen Strebens abhängt, ob es im Einklang mit dem Gange der Gottheit aufblüht oder im Zusammenstoß seines Wollens mit dem „will of all wills“ untergeht. In jedem Falle ist Tätigkeit, Entfaltung aller Kräfte im Sinne Gottes wie im Sinne der Natur.

Das Menschengeschlecht läßt in verschiedenen Lebensaltern ein kontinuierliches Streben nach „Verfeinerung und läuterndem Fortgang der Tugendbegriffe aus den sinnlichsten Kindeszeiten hinauf durch alle Geschichte“ erkennen (V, 512; 575). Damit aber wird ein Plan des Fortstrebens, der sich auf größere Tugend und Glück-

---

[1]) Man darf Herder deshalb nicht zu einem blinden Anhänger des englischen Deismus machen, dessen Führer Toland war, sondern er huldigt, stark durch Shaftesbury beeinflußt, jenem universalistischen Optimismus, der nur den physiko-theologischen Beweis für das Dasein Gottes anerkannte und in der Natur die Züge des Künstlers zu finden meinte, der sie erschaffen. Herders Optimismus erfuhr jedoch, im Gegensatz zu Shaftesbury, eine Einschränkung, als er nach seinem Aufenthalt in Frankreich in so scharfen Gegensatz zur Gegenwart geriet.

seligkeit des Einzelnen wie der Gesamtheit richtet, sichtbar (V, 511); unsichtbare Keime der Glücks- und Tugendempfänglichkeit sind in alle Lebensalter nach der unendlichen Fürsorge des Allvaters so gelegt, daß sie, verschiedentlich ausgebildet, zwar in verschiedenen Formen erscheinen, aber innerlich nur eine Einheit, eine Mischung von Kräften darstellen (V, 558). Sie zu entwickeln, „das grosse Göttliche Werk, Menschheit zu bilden — still, stark, verborgen, ewig" (V, 545), erscheint als letzte Absicht der Gottheit.

Nach diesem Plane aber kann die Menschheit im gegenwärtigen oder irgend einem anderen Zeitpunkte weder fähig noch bestimmt sein, einen Zustand absoluter Vollkommenheit herauszubilden; darum handelt es sich immer nur darum, die Stellung, die ein Jahrhundert seiner Anlage und Entfaltung nach im Verlaufe des Weltgeschehens einnimmt, zu bestimmen; dieselbe Forderung gilt für die Betrachtung jeder anderen, sich deutlich aus dem Laufe der Geschichte heraushebenden Epoche. „Gipfel gränzt an Thal. Um edle Spartaner wohnen unmenschlich behandelte Heloten" (V, 508).

Eine solche Geschichtsbetrachtung aber lehrt uns bald, das Wesentliche von der wandelbaren Form zu trennen. Im ewigen Wechsel der Dinge fallen alle nur körperlichen und politischen Zwecke ab, Seele und Geist der Menschheit bleiben lebendig (V, 580). Das Dauernde eines Zeitalters kann immer erst die Zukunft enthüllen (V, 574). Deshalb wird auch das flache, aufgeklärte 18. Jahrhundert den Wert des Mannesalters der germanischen Menschheit, des Mittelalters, nicht lange mehr verkennen können. Was dieses in tiefem Gefühl für Ideale der Freiheit, Ehre und Religion, in kühnem Tatendrang für das Glück des Einzelnen und das Leben des Staates gewollt hat, wird nicht länger verborgen bleiben.

Trotzdem also Herder eine Erneuerung der mittelalterlich-romantischen Welt vom weltgeschichtlichen Standpunkte aus ablehnt, erhofft er von einer Wiederbelebung der mittelalterlichen Ideale, die sich über ihr Zeitalter hinaus weisend und dauernd erwiesen haben, von ihrer Verschmelzung mit den Idealen der Gegenwart und deren Vertiefung eine neue Renaissance der menschlichen Seele und damit des geistigen und staatlichen Lebens. Die farblosen Ideen von einem vernünftigen Menschentum werden sich zu einem Gefühl (sic!) allgemeiner Menschheit und Glückseligkeit vertiefen. „Aussichten auf ein höheres, als Menschlich Hieseyn wird aus der Trümmervollen

Geschichte das Resultat werden, uns Plan zeigen, wo wir sonst Verwirrung fanden" (V, 567). —

Am vollendetsten enthüllt sich der Plan Gottes mit dem Menschengeschlechte dem Blick des nachschaffenden Dichters. Ihm wird die Weltgeschichte „ein unendliches Drama von Scenen! Epopee Gottes durch alle Jahrtausende Welttheile und Menschengeschlechte, tausendgestaltige Fabel voll eines grossen Sinns!" (V, 559).

Ob Herder sich berufen fühlte, das Chaos des Geschehens dichterisch zu erfassen und darzustellen? Die Art seiner geschichtsphilosophischen Betrachtung spricht durchaus dafür (vgl. V, 513). Abgesehen jedoch davon, daß ihm zu jener Aufgabe die gestaltende Kraft mangelte, war ihm die Erklärung und Darstellung des Weltgeschehens nicht Selbstzweck; vielmehr war ihm auch hier das praktische Ergebnis seiner Betrachtung, die durch schweren Zweifel und begründete Skepsis angeregt worden war, die Aufmunterung zu hoffen, zu handeln und zu glauben, selbst wo fast alle Aussicht auf eine aufsteigende Entwickelung, auf einen Sinn im Plane des Schicksals dunkel erschien, im letzten Grunde das Wertvolle (V, 513). Schon dieses positive, vorwärtsweisende Ergebnis hätte den Plan einer tragischen Dichtung im Sinne Shakespeares und des späteren Goethe im „Gottfried" über den Haufen geworfen. Herder war nicht der Genius, der in einer großen Dichtung die Auseinandersetzung menschlichen Wollens mit dem unendlichen Plane der Weisheit (V, 239) gestalten konnte. Daß er ihn in Shakespeare in diesem Sinne fand und mit der Schilderhebung des großen Briten ein neues Ideal von Dichter und dramatischer Dichtung aufstellte, gereicht ihm zum bleibenden Verdienst. Offenbar hat auch er das Wesen des großen Elisabethanischen Dramas nicht rein erfaßt; indem er aber die großen Gesichtspunkte, wie wir sehen werden, scharf herausgriff, schuf er zuerst die Grundlage für ein glücklicheres Verständnis, als es bisher durch Hamann, Lessing, Gerstenberg, Wieland, Eschenburg, Warburton und Andere geschehen war.

Shakespeare hat, das zeigt seine ganze Technik wie der Gehalt seiner Dichtung, viel weniger den Menschen in den metaphysischen Zusammenhang der Dinge hineingestellt, als ihm dies Herder zuschrieb; im Gegenteil liegt das tragische, bewegende Moment, an dem seine Helden zu Grunde gehen, vielmehr im Menschen selbst, in seinem Charakter und seinem Handeln, wie ein Blick auf

Gestalten wie Lear, Hamlet, Richard III., Macbeth zeigt. Daß Herder aber zu dieser Auffassung kommen mußte, glauben wir durch die Entwickelung seiner historischen und religiösen Anschauung, wie sie nun im entscheidenden Momente der Abfassung des Shakespeareaufsatzes vorlag, dargelegt zu haben. Die Dramaturgie, die er gewiß dem jungen Goethe in Straßburg beredt genug entwarf, war durchaus lebensfähig und mit feinem Verständnis für die kommende deutsche tragische Dichtung entworfen. Lessing entwickelte weder in der Weltanschauungsdichtung des „Nathan", noch in seinen beiden anderen großen Dramen das Wesen der Tragödie im Herderischen Sinne. Auch Gerstenberg hatte Shakespeare nicht in dieser Weise im „Ugolino" nutzbar gemacht. Erst mit den dramatischen Arbeiten Goethes beginnt die praktische Verwirklichung von Herders Anschauung des Ideals, das er in Shakespeare fand. Definierte Herder das Wesen des britischen Dramas als Geschichte der Welt, so beweist der Titel von Goethes Entwurf, daß dieser seinen Lehrer verstanden hatte, nicht, daß er damit nur einen unvollkommenen Versuch bezeichnen wollte.

Es lag in der Entwickelung Goethes begründet, daß er mit zunehmender Gestaltungskraft der Darstellung des inneren Menschen sein innigeres Interesse zuwandte. Aber auch hier folgte er den Fingerzeigen Herders. Wenn bei Lessing sich die Weltanschauungsdichtung aus einem philosophischen Abwägen der Werte dreier Religionen und ihrer Vertreter entwickelte, so ergab sich für Herder das Tragische aus dem Zusammenstoß des Genies mit dem metaphysischen Zusammenhang, dessen Keim er schon in die Seele des Menschen hineinlegte. Indem er Shakespeare eine so gerichtete Darstellung unterschob, ohne selbst sich seines Irrtums bewußt zu werden, weihte er seine aus historischer und religiöser Überzeugung herausgeborene Dramaturgie durch den Namen eines großen Vorbildes für seinen Schüler.

Shakespeares Drama ist für Herder „Geschichte der Welt, der Natur, der Menschheit" (V, 239). Daher besteht zwischen dem Dichter und seinen Gestalten dasselbe Verhältnis, wie wir es oben zwischen der Gottheit und den Menschen festgestellt haben. Selbst ein genialer Schöpfer, führt er die Charaktere seiner Dichtungen, jeden von seiner Seite mitwirkend und handelnd, jeden für sich, ohne daß er dessen inne wird, als Absicht und Zweck zugleich, zu einem höheren Plane zusammen. „Wie die Auftritte in der Natur

wechselnd vor- und abrücken, und in einander würken, so entfernt und unähnlich sie sich scheinen: so wechselt in Shakespear Ort und Zeit und Scene, und Inhalt — lauter einzelne Fragmente! ausgerißne wehende Blätter aus dem grossen Buche der Vorsehung! im Sturm der Zeiten und Begebenheiten dahingeworfen wehen sie daher und schweben vors Auge: nichts als anscheinende Unordnung und Zerstückung und Plane der Trunkenheit — aber in der Absicht des Schöpfers, im Haupte des Dichters: da verschwindet Ort, Zeit und Disparater Inhalt — Ein Ganzes! Eine grosse lebendige Täuschung! Der Schattenriß einer Symbole a posteriori zur Theodicee der unendlichen Weisheit!“ (V, 238—239). Daraus ergibt sich die freie Behandlung von Zeit und Ort als eine innere Notwendigkeit des Shakespearischen Dramas (V, 249); nach einem einheitlichen Gesichtspunkte werden die dramatischen Stoffe aus dem Zusammenhange des Geschehens herausgerissen. Zu dieser Freiheit aber berechtigt den Dichter, daß ihn, den „Sohn der Natur“, die Gottheit selbst zu ihrem Vertrauten erhob; er verfügt über alle Sprachen und Leidenschaften des Herzens, seine Dramen gehen über bloße Nachahmung weit hinaus, sie sind lebendige Wahrheit (V, 238) und, so verschieden geartet sie sind, doch immer wieder die vollste Geschichte der Welt (V, 237; 241), der Menschheit (V, 236). Der Dichter hat jedoch die Geschichte nicht als solche auf die Bühne gebracht, sondern als dramatische Geschichte (V, 242; 244). Er wird damit Schöpfer einer historischen Illusion, die dem Zuschauer zugleich ein neues Zeitmaß schafft (V, 250) und ihn im raschen Gange der Begebenheit an die entlegensten Orte versetzt. Gerade der neue Zusammenhang, in den der Geschichtsschreiber die einzelnen Begebenheiten hineinstellt, macht ihn zum Dichter. Da es der mitschaffenden Phantasie durchaus nicht gleichgiltig ist, wo und unter welchen Umständen etwas geschieht, so entwickelt das Genie Shakespeares, das jede der dargestellten Begebenheiten an einen idealisierten Ort wälzt, die Kraft, unsere Phantasie durch alle die Gegenden zu reißen, auf deren Hintergrunde die Begebenheit sich am gewaltigsten abhebt (V, 247). Die Willkür, mit der der Dichter dabei verfährt, ist nur eine scheinbare, denn die einzelnen Begebenheiten münden alle in eine einzige Hauptbegebenheit ein, deren Darstellung Hauptabsicht des Dichters ist (V, 245). So verharrt der Leser gern in der historischen Illusion, da er das Zusammenwirken aller Kräfte in dem Maße

fühlt, „daß er theils vorausahndend, theils allmälich erfahrend, das Resultat dieser Kräfte in der Begebenheit anschauend erkennet" (V, 244).

Auch Shakespeare huldigt mit der Darstellung einer überreichen Fülle von Ereignissen und Charakteren und ihrer Verbindung zu einem großen, einheitlichen Gebäude dem gotischen Geschmacke seiner Zeit. Aber nur um so mehr befähigte ihn die bunte Mannigfaltigkeit, das „Geräusch und ritterliche Getümmel" seiner Szenen zum „Maler der Geschichte zur höchsten theatralischen Illusion" (V, 245). Weicht er von der realen Geschichte ab, so bietet er die Begründung in der Anlage der Charaktere und dem Ineinandergreifen der Begebenheiten. So innig verknüpfen sich die einzelnen Szenen, daß der Zuschauer gleichsam das Gesetz der Fatalität empfindet und über den Zusammenhang hinaus in das Buch der Vorsehung zu schauen glaubt (V, 242). Damit aber hat der Dichter seine Absicht erreicht.

Als die Triebfeder alles historischen Geschehens erkannte Shakespeare die leidenschaftliche Bewegung der menschlichen Seelenkräfte in bedeutend veranlagten Menschen. Deshalb geben seine Charaktere „die lebendigste, volleste und lehrendste Geschichte der Menschlichen Natur" (V, 252).

Fassen wir zusammen, so begreift Herder als das Wesentliche und Vorbildliche des britischen Dramas die Darstellung einer großen, in sich selbst mannigfaltigen Begebenheit der Geschichte, die das Verhältnis der Menschen zur Gottheit in Einklang und Kampf enthüllt und damit die Absicht der Gottheit selbst offenbart. Die Geschichte wirkt aber nicht anders als die Natur, anscheinend regellos und doch zu einem großen Zweck, ohne daß die Glieder des Organismus sich dessen bewußt werden. —

Sowohl wegen seiner überragenden Größe wie auch wegen der engen Verwandtschaft des englischen und deutschen Volkscharakters ist nun aber Shakespeare auch der Lehrer für alle dramatischen Genies der Deutschen (V, 250). Sie mögen von seiner Technik insonderheit die Kunst lernen, „historische Situationen anzulegen, Charaktere zu schaffen, sie durchzuführen, Augenblicke der Leidenschaft abzumerken, und sein Auge zu gewöhnen auch in der Geschichte Menschen würkend zu sehen, und würkend zu machen" (V, 245). Shakespeare ist aber nur ein Lehrer für das Genie (ebenda), das wie er außerhalb enger kunstrichterlicher Regeln steht (vgl. II, 231).

Diese Forderung schließt also das Bild, das Herder von dem zukünftigen deutschen dramatischen Dichter entwirft, ein; inbezug auf Sprache und Stoff bedarf es noch der Ergänzung.

Shakespeares Gestalt läßt uns zugleich den Grund erkennen, weshalb in Deutschland bislang kein großes Genie aufkommen konnte: „Es wird von Regeln, Mustern, von dem Ideal unsrer feinen, Kunstrichterischen, und sittlichen Zeit gefangen gehalten" (II, 178). Die Sklaverei des Geziemenden hat das sinnliche Leben, die individuelle Bestandheit, das schöpferische Dasein, das den wahren Dichter auszeichnet (II, 178), unterdrückt, hat vor allem dem Schriftsteller den Weg zu einer volkstümlichen Prosa, die vom Munde wegspricht, verschlossen (II, 48). Es bedarf erst der Kühnheit des Genies, die Fesseln verdorbenen Geschmacks abzuschütteln, die weite Demokratie der lebendigen Sprache zurückzuerobern, Idiotismen, Inversionen (I, 160) und Synonyme, die erst das Wesen einer poetischen Sprache offenbaren, nutzbar zu machen (II, 50). Wie kein anderer, lebt der Dichter vom Überfluß (II, 103) und bedarf einer reichen, sinnlichen Sprache (I, 160). Ihre völlige Wertschätzung und Verwendung macht ihn zum Nationalschriftsteller in hohem Verstande (II, 44).

Aber auch der Gehalt seiner Dichtung sei wahrhaft national, ein trunkener Gesang einer heiligen Religions- und Staatsbegeisterung, ein rührendes Gemälde von menschlichen Affekten und Situationen auf dem Hintergrunde nationaler Erziehung, Religion und Weltverfassung (II, 180).

Warum verkünden die deutschen Dichter ihre Reichsgeschichte nicht und zeigen sich des Vaterlandes und einer großen Zeit würdig? (III, 462; IV, 308). Schon weil mit dem nationalen auch das menschliche Interesse eng verknüpft ist, sollte die vaterländische Geschichte der große Zufluchtsort tragischer Genies sein; nicht die Antike, welche Franzosen und Engländer so ungleich gestaltet haben, sondern die neuere Geschichte der mittleren Zeiten; „nur die neueste kann es nicht seyn, weil diese theils an sich selbst fürs Drama arm, und ihre Geschöpfe nicht gnug von Dramatischer Hoheit, Anstand und Feierlichkeit begleitet sind" (II, 231). Leidet die deutsche Kaisergeschichte Mangel an tragischen Motiven, so ist doch die Stammesgeschichte daran reich genug (II, 232).

Allerdings erhebt sich, wie wir schon oben gesehen haben, für einen Dichter, der nach dem Namen eines großen Nationalautors

strebt, die Forderung, den Geist der Zeit, die Denkart des Volkes und die Natur seiner Sprache in treuer Nachbildung zu nutzen. „Wenn Horaz sich einen Augustus unsrer Zeit wählte: ..... er würde insonderheit die Umstände und Seiten der Materie nuzzen, über die er singt, daß sein Gesang Individual für seine Person, National für sein Land, Patriotisch für seinen Helden, Casual für den Vorfall, Sekular für sein Zeitalter, und Idiotisch für seine Sprache wäre" (I, 442). In diesem Sinne sind die Kriegsgesänge Gleims ein Schatz der Nation.[1])

Noch einen anderen Vorteil genießt der Dichter, der sich der Darstellung des Mittelalters zuwendet. Er steht weit von dem Bilde ab, kann das Ganze überschauen und in großen Zügen malen (V, 504); mit einer glücklichen Hand gelingt es ihm vielleicht, das Gewirre der Begebenheiten an einem Faden sanft und langsam zu entwickeln (V, 567). So wird er auch dem Fehler entgehen, seine Einbildungskraft durch die Technik der Malerei zu unterstützen. Vielmehr lasse er seine Personen handeln und belege sie mit handelnden, poetischen, nicht mit malerischen Attributen: „So dichten die alten Dichter: die neuern malen" (III, 94). Daß ein solches Verfahren gerade bei einem deutschen Publikum von Erfolg begleitet sein würde, erhellt daraus, daß der Deutsche mit Vorliebe Handlung, ja sogar überladene Handlungen sehen will (II, 233). Zu letzterem Zwecke lerne man von der Technik der Franzosen „das Hervorstechende und die Übertreibung, die man theatralischen Geschöpfen geben muß, damit sie leben" (II, 227). Was aber gerade dem französischen Drama fehlt, Shakespeare eigen ist und dem künftigen deutschen Genie eigen sein sollte, ist Leidenschaft als das treibende Element aller Handlung und Charakterbildung, Leidenschaft, ebenso fähig zu aufbrausendem Sturm wie zur einfältigen Empfindung, so daß, wie in einem Silberstrome der stille Grund der menschlichen Seele erscheint (II, 156).

---

[1]) Vgl. Herders Kritik I, 336: „Sie sind Nationalgesänge: voll des Preußischen Patriotismus, stüzzen sie sich auf die jedesmaligen Umstände ihrer Gelegenheit. Der Grenadier redet von großen bekannten Begebenheiten, die jedermann aufmerksam machen: die Heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben, ist seine einzige Begeisterung: hier hat einmal ein Deutscher Dichter über sein Deutsches Vaterland ächt und brav Deutsch gesungen: ohne an andre Nationen sein Genie zu verpachten".

Darstellung der Leidenschaft führt zurück zur Natur; das Land der Kunst aber ist dürrer, unfruchtbarer Sand (II, 98). Freiheit und Menschengefühl sind die wahren Quellen des Geschmacks, wie überhaupt des Guten und Schönen. „Er ist doch nichts, als Wahrheit und Güte in einer schönen Sinnlichkeit, Verstand und Tugend in einem reinen, der Menschheit angemeßensten Kleide“ (V, 654).

So stellt Herder, indem er dem Bilde des dramatischen Dichters, wie Shakespeare einer war, noch einige wesentliche Züge beigesellt, das Ideal des dramatischen Genies auf, dem dann Goethe bei der Schöpfung seines „Gottfried“ nahe zu kommen suchte.

Berichtigungen:

S. 9, Z. 17: er ahnt, daß ihm ...
Ebenda, Z. 8 v. u.: das Bild, das der Dichter ...

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Literatur, herausgegeben von Franz Saran. 8.

1. Zimmermann, Ernst, Goethes Egmont. 1909. XI, 161 S. geh. ℳ 3,—; gebd. ℳ 3,60
2. Michael, Wilhelm, Ueberlieferung und Reihenfolge der Gedichte Höltys. 1909. VIII, 170 S. geh. ℳ 3,—; gebd. ℳ 3,60
3. Döll, Alfred, Goethes Mitschuldigen. Mit Anhang: Abdruck der ältesten Handschrift. 1909. XIII, 274 S. geh. ℳ 5,—; gebd. ℳ 6,—
4. Becker, Carl, A. G. Kaestners Epigramme. Chronologie und Kommentar. I. Freundeskreis. — II. Literarische Kämpfe. 1911. VII, 230 S. geh. ℳ 6,—; gebd. ℳ 7,—
5. Grempler, Georg, Goethes Clavigo. Erläuterung und literarhistorische Würdigung. 1911. XVI, 205 S. geh. ℳ 4,—; gebd. ℳ 5,—
6. Spiess, Otto, Die dramatische Handlung in Lessings „Emilia Galotti" und „Minna von Barnhelm". Ein Beitrag zur Technik des Dramas. 1911. 74 S. geh. ℳ 2,40; gebd. ℳ 3,—
7. Wüstling, Fritz, Tiecks William Lovell. *(Unter der Presse.)*
8. Schwartz, Hans, Friedrich Heinrich Jacobis „Allwill". 1911. 78 S. geh. ℳ 2,40; gebd. ℳ 3,—
9. Hagenbring, Paul, Goethes Götz von Berlichingen. Erläuterung und literarhistorische Würdigung. Teil I: Herder und die romantischen und nationalen Strömungen in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts bis 1771. 1911. XI, 84 S. geh. ℳ 2,80; gebd. ℳ 3,40

Elster, Ernst, Prinzipien der Literaturwissenschaft. II. Band: Stilistik. 1911. 8. VII, 311 S. ℳ 8,—
Bd. I vergriffen. Neue Auflage in Vorbereitung.

Fittbogen, Gottfried, Die sprachliche und metrische Form der Hymnen Goethes. Genetisch dargestellt. 1909. 8. VII, 171 S. ℳ 4,—

Jahn, Kurt, Goethes Dichtung und Wahrheit. Vorgeschichte — Entstehung — Kritik — Analyse. 1908. 8. VII, 382 S. geh. ℳ 7,—; gebd. ℳ 8,—

Lebede, Hans, Tiecks Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen". Eine literarhistorische Untersuchung. 1909. 8. XII, 224 S. ℳ 5,—

Saran, Franz, Melodik und Rhythmik der 'Zueignung' Goethes. 1903. gr. 8. 71 S. (S.-A.) ℳ 2,—

Strich, Fritz, Die Mythologie in der deutschen Literatur von Klopstock bis Wagner. 2 Bde. 1910. gr. 8. IX, 483 S. u. VII, 490 S. ℳ 20,—

Strobl, Joseph, Die Entstehung der Gedichte von der Nibelunge Not und der Klage. 1911. 8. XI, 115 S. ℳ 3,—

Wagener, Bruno, Shakespeares Einfluss auf Goethe in Leben und Dichtung. I. Teil. 1890. kl. 8. 54 S. ℳ 1,20

Weissenfels, Richard, Goethe im Sturm und Drang. Bd. I. 1894. gr. 8. XIV, 519 S. geh. ℳ 10,—; gebd. ℳ 11,50

Wukadinović, Sp., Goethes „Novelle". Der Schauplatz, Coopersche Einflüsse. Mit einer Handzeichnung Goethes, zwei Abbildungen und einem Situationsplane. 1909. 8. VII, 127 S. ℳ 3,60

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.